Hesekiel

Unter dem Eisenzahn.

Erster Band.

Unter dem Eisenzahn.

Brandenburgischer Roman in drei Büchern

von

George Hesekiel.

Erster Band.

Berlin, 1864.

Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Dem

Wanderer durch Mark Brandenburg,

Theodor Fontane

gewidmet.

Erstes Buch.

Keimen und Kommen.

„Usque adeo magni refert studium, atque voluntas;
Et, quibus in rebus consuerint esse operatii
Non nomines solum, sed vero animalia cuncta!“
[Lucretius Carus: do verum natura lib. IV. 985.]

Erstes Capitel.

Die Voigte zu Lahntop.

In Mark Brandenburg giebt es noch immer Gegenden, welche, landschaftlich wenigstens, einen Theil ihres ursprünglichen Charakters bewahrt haben; die Haide ist beständig, sie trotzt der Zeit mit mehr Erfolg als selbst das Gebirge, das durch Abholzung seine Physiognomie vollständig ändern kann. Wir haben in Mark Brandenburg noch immer die breite Haide, wie vor Jahrhunderten, als die ersten jener glorreichen Frankenfürsten und Burggrafen in's Land kamen und hier die Bedingungen fanden, unter welchen es ihrer Tapferkeit und Weisheit möglich wurde, den brandenburgisch-preußischen Staat zu gründen.

Die Haide hat ihren Charakter treu bewahrt, und wenn ihrer auch weniger geworden ist, wenn

sie der Cultur gewaltige Strecken hat überlassen müssen, so ist sie doch noch immer in stattlicher Ausdehnung vorhanden und setzt noch immer den alten, zähen Widerstand der fleißigen Menschenhand entgegen; Sumpf und Sand zwingen den brandenburgischen Mann noch immer zum täglichen Kampfe, zu jenem täglichen Ringen, welches dem Adel und dem Landvolke in Mark Brandenburg jene zähe Widerstandskraft gelehrt hat, die den eigentlichsten Charakterzug dieser deutsch-wendischen Mischstämme zwischen Elbe und Oder bildet. Was der Brandenburger der Haide mit starker Hand für die Cultur Stück für Stück abringt, er muß es täglich vertheidigen, sonst kommt die Haide leise und nimmt es ihm wieder, besäet die Aecker und Wiesen in immer breiteren Säumen und immer tiefer mit ihrem Sand und läßt die geheimen Wässer immer mächtiger durchsickern, bis Sand und Sumpf die Herrschaft wieder errungen haben.

Es hat seine tiefe culturhistorische Bedeutung, es hat seinen Segen, daß das Volk der Marken noch immer gegen die Haide kämpfen muß.

Die Haide selbst ist freilich lange nicht mehr das, was sie vor vierhundert Jahren, was sie unter

Churfürst Friedrich II., den seine Zeitgenossen den Eisenzahn nannten, war, doch giebt es immerhin noch ganz bedeutende Striche, die uns ein nicht ungetreues Bild der Haide von damals und ehedem geben. Noch immer sind verschiedene Haiden wildreich und ein wahres Labsal für den eifrigen Waidmann, wenn auch die Bären nicht mehr die Wälder durchziehen und des Jägers Muth auf schwere Probe stellen. Noch 1522 war der junge Markgraf Joachim II. in Gefahr von einem Bären zerrissen zu werden, nur durch Zufall entging er dem furchtbaren Thiere; das war in der Grimnitz, dem uralten Jagdrevier, welches sich noch bis auf den heutigen Tag einen Schimmer von dem Glanz vergangener Jagdherrlichkeit bewahrt hat. Die Hirsche waren besonders zahlreich in den grasreichen, laubbedeckten Fluren, noch im vorigen Jahrhundert waren Rudel von 1000 bis 2000 Stück nicht eben selten, selbst Rudel von 3000 Stück kamen bei Strachwitz in der Neumark vor. Die Rehe waren nicht weniger zahlreich als die Hirsche und von Wildschweinen wimmelte es, namentlich in der Haide Burgstal in der Altmark, im Werbellin in der Mittelmark und in den Haiden Smolwitz, Doltzik, Golin, Tankow und

Drisen nördlich der Warthe. Auch Luchse gab es, wenn gleich nicht so häufig, denn der Luchs liebt den Bergwald; dagegen waren die wilden Katzen sehr zahlreich und Füchse und Wölfe gehörten zu den Landplagen; es fehlte nicht an Dachsen, die besonders zahlreich in der Altmark vorkamen, an Bibern und Ottern. Aber ganz besonders gut war die Jagd auf Federwild, Rebhühner, Birkhühner, Haselhühner, selbst Schnepfen kamen in erstaunlicher Menge in den Wäldern der großen Flachgegenden vor; Tauben, wilde Gänse und Enten bedeckten in dichten Schwärmen das Land, Reiher, Rohrdommeln, Kibitze, Störche, Kraniche, Krammetsvögel, Lerchen, man kann sich heute kaum noch eine Vorstellung von der Massenhaftigkeit machen, in welcher das Federwild in jenen fernen Tagen die märkische Haide bewohnte; man ist immer versucht, die Chronisten der Uebertreibung zu beschuldigen und man würde ihnen auch nicht glauben, wenn ihre Nachrichten nicht von den verschiedensten Seiten her Bestätigung fänden und wenn wir nicht, im Lauf der letzten drei Jahrhunderte wenigstens, vielfach auf amtliche Nachrichten uns verlassen könnten.

Aber freilich standen dem fünfzehnten und sechs-

zehnten Jahrhundert auch noch nicht jene Vertilgungswaffen zu Gebote, mit denen später in Wald und Feld aufgeräumt wurde; von dem Bogen und Pfeil bis zur Armbrust und dem Bolzen war noch kein großer Fortschritt; es war die Jagd noch immer vorzugsweise ein Kampf zwischen Mensch und Thier, das Waidmesser, der Jagdspeer, die Saufeder spielten eine große Rolle, und das Federspiel, das heißt die Jagd mit abgerichteten Falken auf Vögel, war eigentlich die einzige ungefährliche Jagdlust, und auch bei dieser gab es oft gefährliche Terrain-Schwierigkeiten zu überwinden.

Begreiflicher Weise war der Bewohner der Mark Brandenburg zunächst und vorzugsweise Jäger, und wenn sich auch die Fürsten und vornehmsten Städte, so wie die einzelnen Edelleute gewisse Jagdberechtigungen vorbehielten, so hatten doch auch die Dorfgemeinden überall ihren Antheil an der Jagdbeute, einen noch größern oft allerdings an den Jagdlasten. Indessen wußten sich die Walddörfer bald genug diesen Lasten dadurch zu entziehen, daß sie eine Abgabe dafür zahlten. Eine solche uralte Abgabe ist in den Walddörfern der Haide- oder Hundehafer; die fürstlichen Jagdmeister entboten

nämlich sonst die Bewohnerschaften der Haidedörfer zur Dienstleistung bei den Jagden, verlangten Hand- und Spanndienste aller Art dabei; für die Befreiung nun von dieser schweren Belästigung gaben die Dörfer alljährlich ein Bestimmtes an Hafer, weil die Jagdhunde mit Haferbrod gefüttert wurden. Danach nannte man diese Abgabe den Hundehafer.

Der Beginn unserer Erzählung führt uns in eine Gegend der Mark Brandenburg, die gegen Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu den wildreichsten des Landes gehörte; die Markgrafen askanischen Stammes, fast Alle waren sie gewaltige Jäger, hatten auch ein Jagdschloß dort erbaut, welches sich erhalten hatte trotz des entsetzlichen Elendes und des allgemeinen Verfalls, der über die Brandenburgischen Marken kam nach dem Ausgang jenes gewaltigen Fürstengeschlechtes. Das markgräfliche Jagdhaus Lahntop war nur klein, wie alle diese Gebäude, obwohl sie meist die pompösen Titel von Jagdschlössern führten; das Haupthaus bestand aus zwei viereckigen Thürmen, die drei Stockwerke zählten, diese waren durch ein Gebäude verbunden, welches nur ein Erdgeschoß hatte. Dahinter lagen etliche Ställe und Scheunen, das Ganze war von einer

Mauer, welche durch Wall und Graben verstärkt wurde, eingeschlossen. Lahntop war also, wie man sich ausdrückte, bezingelt und bezugbrückt.

Die Askanier waren ausgestorben, die Bayern und die Luxemburger hatten ausgeherrscht im Lande, die noch heute nicht gelöste Tragödie, die man den falschen Waldemar nannte, hatte gespielt und die Burggrafen von Nürnberg waren die Herren geworden in Mark Brandenburg — auf dem alten Jagdhause der Askanier zu Lahntop hatte sich wenig oder gar nichts geändert, nur daß der gegenwärtige Hausvoigt und Zeugmeister, der als gebietender Herr dort waltete, der Enkel von jenem Hausvoigt war, welcher Markgraf Waldemar dem Großen die Bügel hielt, als dieser Anno 1317 zum letzten Male zur Jagd in Lahntop war.

In der Mark hatten die Herrscherdynastieen mehrfach gewechselt, in dem abgelegenen, von der Welt schier vergessenen Jagdhause nicht; da herrschte noch immer, wie zu Zeiten der Askanier, das Geschlecht der Ehlerts; sie hießen Alle Ehlert von Vater auf Sohn und waren Alle Voigte zu Haus Lahntop, so daß der Titel Voigt allbereits zu ihrem Namen mit gehörte und der gegenwärtige Herr im Haus

sich kurzweg schrieb: Ehlert Voigt, was Jedermann so in der Ordnung fand, daß der tapfere Mann in einer lateinischen Urkunde unter den Zeugen ohne Weiteres latinisirt und Alardus Advocatus genannt wird. Das ist eins von den vielen Beispielen davon, wie bei uns Amtstitel zu Familiennamen geworden sind.

Die Ehlerts hatten in der allgemeinen Herrenlosigkeit das fürstliche Jagdschloß auch wie ihr Eigenthum betrachtet, es als solches gehütet und vertheidigt, auch einen Theil der Einkünfte von den Walddörfern zu retten verstanden; kurz, sie hatten sich als kluge und herzhafte Männer in den schweren und dunkeln Zeiten benommen. Es wird sich kaum sagen lassen, ob die Ehlerts das fürstliche Haus, das sie inne hatten, weil sie es durch eigene Kraft vertheidigt und erhalten hatten, wirklich als ihr Eigenthum behalten wollten; factisch waren sie Eigenthümer, und wahrscheinlich gedachten sie auch, es zu bleiben, denn sie hatten im Lauf eines Jahrhunderts so viel in das Haus verbaut aus eigenen Mitteln, daß in jenen geldarmen Zeiten die Herrschaft, der eigentliche Besitzer, froh sein konnte, wenn sie einen solchen Voigt behielt. Gaben sich nun die

Ehlerts einerseits, klug genug, nicht ganz offen als Besitzer kund, so traten sie auf der andern Seite den Unterthanen und den zu Naturallieferungen verpflichteten Walddörfern gegenüber stets mit aller Strenge als landesherrliche Voigte auf und hatten sich so nicht nur einen ziemlichen Wohlstand, sondern auch eine geachtete und gedeckte Stellung gewonnen, was Alles ihr Selbstgefühl nicht wenig hob.

Die Ehlerts, sagten wir, und meinten damit nicht nur die drei Generationen, welche sich in der Voigtschaft und Zeugmeisterei gefolgt, sondern auch die beiden Ehlerts, welche zur Zeit des Beginns unserer Erzählung auf Haus Lahntop wirthschafteten. Diese Beiden waren Vater und Sohn, Beide waidliche Männer, denn der Vater hatte gar jung gefreit und zählte noch nicht fünfzig Jahre, als der Sohn schon seine dreißig hatte. Jeder nannte sich Ehlert Voigt, Vater und Sohn waren nur eine Person eigentlich; was der Eine sagte oder that, das sagte und that der Andere auch. Es war drum auch ganz gleich, ob der Vater auf dem Hause saß und in der Wirthschaft nach dem Rechten sah, während der Sohn draußen durch Wald und Feld strich und die Gerechtsame wahrte, oder ob's umgekehrt war

— Monat für Monat nämlich wechselten Vater und Sohn mit großer Regelmäßigkeit in diesen Beschäftigungen ab. Dazu kam noch, daß Vater und Sohn sich sehr ähnlich waren und sich ziemlich gleich kleideten; wenn man sie bei einander sah, mochte man sie wohl unterscheiden, einzeln aber konnte man sie leichtlich mit einander verwechseln, zumal da der Vater von etwas heiterer Art als der Sohn war und jünger aussah als er war, während der Sohn über seine Jahre ernst blickte. Und die beiden strengen Voigte und Waldmeister wurden auch oft genug mit einander verwechselt, namentlich von dem noch ziemlich unvermischten wendischen Volk in den Haidedörfern, über welche die Voigte halb mit Recht halb mit Gewalt eine Art von Gerichtsbarkeit übten; das Volk war fest des Glaubens, der Voigt auf Lahntop sei nur Einer, verstehe aber durch Zauber, sich zu verdoppeln und zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten zu sein. Aber selbst das Gesinde in dem Jagdhause war zuweilen nicht ganz sicher, ob es seinen jungen oder seinen alten Herrn vor sich habe, und selbst die Kinder unterschieden den Großvater von dem Vater nur durch die größere Freundlichkeit, mit welcher ihnen der Alte entgegen=

kam. Nur Lieske, oder „die Frau", wie die Gattin des jüngern Voigt genannt wurde, unterschied Vater und Sohn, ohne sie anzublicken, denn die Frau liebte ihren Gatten ebenso, wie sie ihren Schwiegervater fürchtete. Aber fürchten ist auch nicht das rechte Wort, der freundliche, heitere Mann that ihr nie etwas zu Leide, er war ihr im Gegentheil gefällig wo er konnte, ehrte sie als Hausfrau und liebte sie als die Mutter seiner kleinen Enkel, denen er mit großer Zärtlichkeit zugethan war, aber dennoch fühlte Lieske eine Abneigung gegen den Mann, welche unnatürlich gewesen wäre, wenn sie sich nicht dennoch auf einen wirklichen Grund hätte zurückführen lassen. Lieske war nämlich nicht des Landes, sie war vor Jahren flüchtig mit ihrer Mutter über die Elbe gekommen, um im Lande über der Oder eine Zuflucht zu suchen; in der Gegend von Lahntop war der Voigt auf die Flüchtlinge gestoßen, er hatte sie hart behandelt, und Lieske's Mutter war, mit dem Voigt heftig streitend, plötzlich gestorben. Gewiß war der Streit mit dem Voigt nicht der Grund des Todes der flüchtigen Frau, sie erlag eben nur ihrem Elend zufällig gerade, als sie mit dem Voigt stritt, aber Lieske, welche damals noch ein Kind war und

wenig von dem Streit begriff, empfand seit jener Todesstunde ihrer Mutter ein Grauen gegen den Voigt, dessen sie nicht Herr zu werden vermochte, obwohl sie es stets mit aller Kraft zu verbergen trachtete.

Uebrigens war auch nicht Alles klar in den Beziehungen, wie sie sich nach dem Tode der flüchtigen Frau gestaltet hatten, indessen wußte Lieske nichts, oder doch nur wenig davon, da sie eben noch zu jung war. Der Voigt hatte sich des Kindes angenommen, es in sein Haus gebracht und als sein Kind behandelt, bis er das herangewachsene Mädchen mit dem eigenen Sohne vermählen konnte, was übrigens ohne Zwang geschah, denn der jüngere Ehlert und das fremde Kind hatten sich geliebt eigentlich von dem Tage an, da sie sich zum ersten Male sahen.

Wollte man den ältern Knechten im Jagdschloß Glauben schenken, so war Lieske, wenn auch flüchtig, so doch nicht arm nach Lahntop gekommen; man redete von drei schwer beladenen Rossen, welche die Flüchtlinge mit sich geführt und von zwei Knechten, welche sie begleitet hätten; diese Knechte sollten aber bald darauf aus der Gegend verschwunden sein. Man sagte nun, die Lieske sei eine reiche Edel=

mannstochter und der ältere Voigt habe sie so zu sagen für seinen Sohn geraubt. Es konnte Etwas daran sein, wie schon gesagt waren diese Verhältnisse nicht ganz klar; vielleicht war die Großmuth, mit welcher der Voigt das fremde Kind in sein Haus aufgenommen und es nachher seinem Sohne zum Weibe gegeben, nicht so ganz rein; die reichbeladenen Rosse, von denen gesprochen wurde, trugen vielleicht eine ganz hübsche Mitgift in's Jagdhaus; vielleicht rechnete der Voigt auch auf Erbansprüche seiner Schnur, aber gewiß war von alle dem nichts und es konnte sein, daß der eigentlich doch gutmüthige Mann sich des verlassenen Kindes nur darum so väterlich angenommen, weil die Mutter gerade im Streit mit ihm so plötzlich verstorben; daß er sie nachher seinem Sohn gab, läßt sich noch viel eher begreifen, denn der jüngere Voigt liebte das hübsch und schlank, sittig und wirthlich herangewachsene Mädchen, von dessen ehrlicher Herkunft er sich wohl überzeugt haben mochte.

Ob die Frau nun wirklich eine geborene Edelmannstochter war, wie die Leute sagten, wagen wir nicht zu entscheiden; sie selbst wußte nichts darüber anzugeben, ihre Erinnerungen aus ihrer frühesten

Kindheit waren dunkel und verworren; der Streit des Voigtes mit ihrer Mutter war eigentlich Alles, was sie aus jenen Tagen noch mit einiger Bestimmtheit wußte. Vielleicht wußte der Voigt mehr, und wußte er mehr, so kannte auch sein Sohn das Geheimniß, Vater und Sohn theilten Alles, es war nicht glaublich, daß der Vater das für sich behalten hätte. Lieske aber hatte eine große Gewalt über ihren Mann trotz des etwas harten, störrischen Charakters, ja, man konnte sagen, daß sie ihn ziemlich streng beherrschte, sie hatte in dem Hause weit mehr Macht, als die Frauen in jenen Zeiten gewöhnlich hatten; aber dennoch war es ihr nie gelungen, und sie hatte es namentlich im Anfang an Versuchen nicht fehlen lassen, von ihrem Manne etwas über ihre Herkunft zu erfahren.

„Der Vater meint, daß Du eines Edelmanns im Braunschweigischen Kind, er hat sich auch Mühe genug gegeben, mehr von Deinem Geschlecht zu erforschen, aber es ist Alles umsonst gewesen; damals, als Du zu uns gekommen, sind gar Viele über die Elbe geflüchtet, es ist eine große Fehde im Braunschweigischen gewesen. Die Knechte, welche Deine Mutter bei sich gehabt, haben auch nichts gewußt,

denn sie sind erst als Geleit diesseits der Elbe angenommen worden, sie haben die Frau mit ihrem Kinde nach dem Land über der Oder geleiten sollen, wohin dort aber, hat ihnen Deine Mutter nicht gesagt. Vielleicht haben sie auch mehr gewußt, aus Tücke aber geschwiegen, denn mit ihnen hat mein Vater Streit gehabt, weil sie ein fürstliches Gehege durchbrochen hatten und er sie für Strolche hielt!"

Diese Erzählung war so einfach und klang so wahrscheinlich, daß Lieske nichts dagegen sagen konnte, sie hätte sich gewiß auch dabei beruhigt, wenn ihr nicht die Erinnerung an den heftigen Streit des Voigts mit ihrer Mutter, der mit dem Tode der Letztern endete, gar zu fest im Gedächtniß geblieben wäre. Von dem Gegenstand des Streites wußte sie nichts mehr, sie wußte nur, daß der Voigt ihrer sterbenden Mutter als zorniger Gegner gegenüber gestanden, und das erfüllte sie mit einem unbesieglichen Grauen vor dem Manne, das allein machte sie mißtrauisch gegen die Erzählung. Sie hatte auch geforscht, ob denn unter dem Reisegepäck nichts gewesen, was auf ihre Abkunft deute, aber ihr Mann hatte es kurz verneint, weil sein Vater, wenn es der Fall gewesen, ihm davon Mittheilung gemacht

haben würde. Uebrigens bewahrte Lieske einige eben nicht gerade werthvolle Schmuckstücke und einige Kleider, welche ihr der Voigt, als sie heranwuchs, gegeben, weil sie von ihrer Mutter kämen.

Lieske war nun seit Jahren schon „die Frau“ in Lahntop, ihre Ehe war mit vier gesunden Knaben gesegnet, sie hatte auch ihren Schwiegervater schätzen gelernt, indem Keiner dem umsichtigen, festen, treuen und frommen Manne seine Achtung versagen konnte, der, wenn er auch mitunter im Geiste der Zeit gewaltthätig verfuhr, doch Jedem das Seine gab und in vielen Fällen sich freundlicher und milder zeigte, als sein Sohn. Trotz alledem aber vermochte Lieske ihre Abneigung gegen ihres Mannes Vater nicht zu überwinden; sie schalt sich selbst darum, daß sie sich durch solches Mißtrauen gegen den Mann, der sie in sein Haus genommen und sie zur Herrin darin gemacht, den Frieden ihrer Ehe stören lasse; es gelang ihr auch zuweilen auf längere Zeit, die finstern Gedanken zu bannen, aber sie kamen immer wieder; am stärksten, wenn sie sich gesegneten Leibes fühlte, dann gab es Stunden, wo sie fest überzeugt war, daß sie den Mörder ihrer Mutter vor sich habe, daß sie selbst das Opfer einer furchtbaren Rache sei.

Freilich konnte sie in der nächsten Stunde über ihren Wahn lachen und die Furchtbarkeit der Rache bewundern, die sie zu einer glücklichen Frau und Mutter gemacht, der finstere Argwohn aber blieb doch und ging wie ihr Schatten durch's Leben hinter ihr her.

Vielleicht war die Frau wieder in solchen finstern Gedanken befangen, obwohl sie auf einem hölzernen Bänkchen mitten unter ihren blühenden Kindern saß, die sich auf dem rauhen Estrich des Fußbodens jubelnd herumbalgten, denn sie schrak heftig zusammen, als sie draußen im Hof vor dem Fenster die Stimme des ältern Voigt vernahm, der seinem Sohn zurief: „Du kannst nicht in's Holz, Ehlert, da ist ein Junge aus der Schmiede in Poley, der Botschaft von dem Junker bringt!“

„Was giebt's mit dem Junker?“ fragte der Sohn.

„Mit dem Junker nichts“, erwiederte der Vater, „aber der gestrenge Herr Detlef von Winterfeld ist mit kurfürstlicher Vollmacht dort eingeritten und läßt uns sagen, daß er heut' Nachmittag in Geschäften nach Lahntop kommen und mit uns reden wolle!“

Lieske trat auf die Schwelle der Thür.

Fürwahr! Das war eine hübsche Frau von

stattlicher und doch schlanker Gestalt; es war etwas Stolzes in ihrer Haltung, namentlich in der Art, wie sie den Kopf im Nacken hielt, aber ihre Augen waren durchaus gutmüthig und der Mund weich und lieblich. Ihre Kleidung war sehr schlicht und einfach, aber doch nicht ohne Geschmack; das Unterkleid von einem dunkelblauen linnenen Zeuge schloß sich, wenn auch faltig, so doch nicht bauschend, der Form des Körpers an, eng war es nur um die Arme; das Oberkleid dagegen von einem braunen Wollenstoff und mit Lämmerfell besetzt, war ziemlich weit, namentlich die hängenden Aermel; übrigens war es vorn offen, so daß die Trägerin es nach Belieben fallen lassen oder leichtlich über einander schlagen und sich darein hüllen konnte. Auf dem Haar, das zierlich geordnet erschien, trug die Frau ein sauberes weißes Tuch, das vorn durch einen dünnen Wulst, der unter dem Kinn mit Bändern zugebunden war, festgehalten wurde, hinten aber mit einem Zipfel lose in den Nacken niederhing. Zu dem frischen, freundlichen Gesichtchen stand dieses einfache Kopfzeug nicht übel. Die hübsche Frau auf der Thürschwelle bildete einen anmuthigen Gegensatz zu den ernsten, kriegerischen, beinahe wilden Gestalten der

beiden Männer, von denen der Eine vollständig zum Ausgange gerüstet schien. Die Ehlerts trugen das lange, glatt anliegende und mit dem Wams durch Nesteln um die Hüfte herum verbundene Beinkleid, welches für die Männertracht des fünfzehnten Jahrhunderts charakteristisch ist, dazu jenen langen, weiten Rock mit weiten Aermeln, aus dem im folgenden Jahrhundert die sogenannte Schaube wurde. Die Voigte waren, wie immer, ganz gleich gekleidet: ihre Beinkleider waren von Wildleder, die Wämser von grauem, die Röcke von braunem Wollenstoff und mit Pelz besetzt. Ihre Füße waren mit Halbstiefeln, deren kurze Schäfte ebenfalls glatt anlagen, bekleidet, die Kopfbedeckung war ein helmartiger Lederhut, oder besser eine Ledermütze mit steifem Schirm und an der linken Seite mit einer Adlerfeder besteckt. Beide trugen endlich eine kurze Waffe, am Ledergürtel hängend, die etwa die Mitte zwischen Schwert und Dolch halten mochte und sicher eine vorzugsweise brauchbare Jagdwaffe war. Der Jüngere hatte über dem ein ziemlich großes Jagdhorn an einem Riemen umgehängt und führte in der Rechten einen starken Speer mit doppeltem Widerhaken unter der Spitze, dessen er sich zugleich als Stab und Stütze

bedienen mochte. Zwei mächtige rauhhaarige graue Hunde standen mit dem bewußten Ernst, welcher den langjährigen Menschenbegleitern aus ihrem Geschlecht eigen, neben ihrem Herrn, als dieser sich auf seinen Speer lehnte und die Ankündigung seines Vaters überlegte.

Ehlert Voigt, der Sohn, war eine hohe, gewaltige Gestalt; die breiten Schultern, die gewölbte Brust, die mächtigen Schenkel, die nervige Faust deuteten nicht allein auf einen Mann in der vollen Kraft seines Alters, sondern auf einen Mann von mehr als gewöhnlicher Körperstärke, während das funkelnde graue Auge, die kräftig vorspringende Nase, die vollen, stark entwickelten Lippen, mit den blendend weißen Zähnen darunter, Willenskraft und Leidenschaft verriethen. Von Stirn, Wange und Kinn war wenig zu sehen, denn das tief in die Stirn und an den Seiten bis auf die Schultern herabhängende braune Haar und ein dichter Vollbart bedeckten Alles. Haar und Bart, von Natur leicht gewellt und gekraust, waren ersichtlich wenig gepflegt, aber genau unter der Scheere gehalten.

So war der Sohn und so war auch der Vater, die gleiche mächtige Gestalt, dasselbe von Haar und

Bart umwallte Gesicht mit den grauen Funkelaugen und der schnabelartig vorspringenden Nase, die vollen, rothen Lippen zwischen dem Bart und den weißen Zähnen, nirgends eine Spur von beginnendem Alter!

Es waren stattliche Männer, schöne Männer, wenn man will, trotz des etwas wilden Ansehens, und man kann glauben, daß manch' ein Weib ihnen sehnsüchtig nachgeblickt.

„Es mag besser sein, Vater", entgegnete Ehlert nach längerem Besinnen langsam, „daß ich heim bleibe!"

„Wegen dem Geschrift!" nickte bestätigend der Vater.

Die beiden großen, grauen Hunde streckten sich behaglich an einem sonnigen Fleck aus, denn die klugen Thiere hatten schon begriffen, daß der Ausgang aufgegeben sei.

„Lieske, gieb dem Jungen ein Stück Brod für seinen Weg", wendete sich der Vater an seine Schwiegertochter, „der arme Kerl wird nicht alle Tage seine Zähne an Brod wetzen, ich will den Kasten mit dem Geschrift heraufholen, Ehlert!"

Der Alte trat in's Haus, der Sohn aber zu seinem Weibe, legte ihm den starken Arm um den

blühenden Leib, zog es mit einer gewissen Zartheit, die dem wilden Gesellen sehr wohl anstand, an seine breite Brust und küßte es herzlich auf den lieblichen Mund, darnach aber sprach er, ohne daß sich der finstere Ernst seiner Züge durch die Zärtlichkeit gemildert hätte, „wenn der Schmiedsjunge ein großes Stück Brod bekommt, so bekomme ich einen großen Becher Meth, nicht Lieske?"

„Du hast Dich wohl recht erhitzt auf Deinem weiten Gange, Ehlert", spottete die junge Mutter nicht ohne Anmuth, kehrte sich aber sofort, um Brod und Meth zu holen; auf der Schwelle indessen wendete sie sich noch einmal freundlich um nach dem jungen Boten und sprach: „wart, Ottoken, ich bring Dir Brod!" Dann ging sie mit ihrem Manne hinein.

Der Junge hätte sich auch ohne diese Mahnung nicht von der Stelle gerührt, denn seit der ältere Voigt zuerst von Brod gesprochen, hatten die dunkeln Augen des etwa fünfzehnjährigen Burschen in ganz eigenthümlicher Weise gefunkelt, er zeigte sein volles Gebiß mit einem gewissen breiten Lächeln — Brod war bei dem armen Volke dazumal eine Speise, welche nicht alle Tage vorkam; Fleisch, namentlich

Wild, war weniger selten als Brod; Rüben, wilde Früchte, Brei von Mehl endlich waren die Hauptnahrung. Der Junge war barfuß, seine Beine waren bloß, seine ganze Bekleidung bestand in einem ziemlich zerlumpten Kittel, der um die Hüften von einem ledernen Riemen zusammengehalten wurde. Es war aber, wenn man über die Unsauberkeit hinweg zu sehen vermochte, ein hübscher, starker Junge, der mit seinem rothen, runden Gesicht und dem gutmüthigen Ausdruck darin ganz so aussah, wie Einer, aus dem mal ein tüchtiger Mensch wird.

Uebrigens brauchte er auf das verheißene Brod nicht allzu lange zu warten, denn die Frau erschien schon wieder im Hof und vor ihr her trippelte ihr jüngstes Söhnlein, ein gewaltiges Stück Brod in den beiden fleischigen Händchen haltend.

„Da, nimm und iß!" sagte Lieske freundlich.

„Da, nimm!" wiederholte das Kind lachend.

Der Knabe nahm das Brod hastig und biß hinein; man sah's ihm an, wie gut ihm das schmeckte und auch Lieske lachte, während ihr Söhnlein in die Hände klatschte. Aber nur einen Bissen aß er, so gut es auch schmeckte, dann sagte er hastig, aber doch sittig: „Gott lohn's, Frau!" und wollte davon.

„Hast Du es so eilig, Ottoken?“ fragte Lieske einigermaßen erstaunt.

„Engelke und Werner warten auf mich!“ entgegnete der Junge.

„Geh mit Gott, Kind!“ nickte die Frau zum Abschied.

Wie ein Pfeil schoß Ottoken davon, flog über die niedergelassene Zugbrücke, lief über einen kleinen Damm hin und war in kurzer Zeit im nahen Holz verschwunden.

Als Ottoken in's Holz sprang, stieß er zweimal rasch hinter einander den schrillen Schrei eines Raubvogels aus, den er mit Meisterschaft nachahmte. Dieses Signal wurde sofort in geringer Entfernung beantwortet und der Knabe folgte hastig der dadurch bezeichneten Richtung. Er wußte jetzt schon, wo er seine Gefährten finden würde.

Wir wollen übrigens hier gleich bemerken, daß Ottoken, Ottchen, das Diminutiv von Otto, damals ein selbstständiger Vornamen in der Mark war; der Name Otto war nämlich, wahrscheinlich durch die Markgrafen askanischen Stammes, welche häufig diesen Namen trugen, so beliebt bei Hoch und Niedrig

geworden, daß oft mehrere Brüder Otto getauft wurden; ein Umstand, der noch heute die Historiker und Genealogen, die sich vor all' den Otto's nicht zu retten wissen, in Verzweiflung bringt. Die Diminutivform Ottoken war ein Abhülfsversuch; waren drei Brüder Otto getauft, so wurde gewöhnlich nur der Aelteste so genannt, der Zweite hieß Ottoken, der Dritte „lütke Ottoken", das kleine Ottchen. Da das aber keineswegs ganz fest stand, so kann man sich denken, welche Aufgabe es ist, alle diese verschiedenen Otto's in den Urkunden zu unterscheiden. Ebenso häufig wie der Name Otto während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts bei dem männlichen Geschlecht in den Marken war, war der Name Agnes bei dem weiblichen; es giebt Familien, bei der ganze Generationen nur Otto und Agnes heißen.

Auch der Knabe, der mit seinem Stück Brod so glücklich durch das Holz jagt, hat einen ältern Bruder gehabt, welcher gleich ihm Otto getauft wurde; der Bruder ist längst todt, er aber bleibt Ottoken und wird in seinem ganzen Leben nicht Otto heißen.

Während Ottoken noch mit der Frau im Jagdhause sprach, wurde er im Holze schon gar sehn=

süchtig erwartet und zwei Paar helle Augen schauten scharf spähend nach ihm aus.

Es war da im Holz eine ziemlich breite Blöße, auf welche die Sonne gar warm und behaglich niederleuchtete — dort schienen sich die Vögel ein Stelldichein gegeben zu haben, denn es zwitscherte und schmetterte und wirbelte da so laut durcheinander, wie an keiner andern Stelle im Walde. Die Bäume zeigten eben nur die ersten zarten, grünen Blätter, denn es war noch früh im Jahr und der Aprilwind ging noch oft mit eisigem Odem durch die braunen Stämme. Dort, ziemlich in der Mitte der Waldblöße, auf einem kleinen Bühel, hat der Sonnenstrahl die dicke Lage von im Herbst gefallenem Laub obenhin etwas getrocknet und dort liegen ein Paar Kinder lang ausgestreckt auf den Blättern.

Es ist ein Mädchen und ein Knabe, beide etwa in gleichem Alter mit Ottoken, nur sieht das Mädchen etwas jünger aus als der Knabe; es blickt freundlich und verständig aus den etwas hervorstehenden braunen Rehaugen, der Kopf ist wohlgeformt und es würde vielleicht ein recht hübsches, kleines Mädchen sein, wenn es nicht so abgemagert und bleich aussähe. Nicht ohne Anmuth stützt dieses Mädchen,

welches Engelke heißt, den Kopf auf die linke Hand und der schlechte dunkelbraune Kittel, mit welchem es bekleidet ist, hat zwar verschiedene Löcher, ist aber sonst reinlich gehalten. Viel reinlicher wenigstens als der des Knaben neben ihr, der unten herum in Fetzen gerissen ist und ein Beinkleid von Hirschleder sehen läßt, das offenbar viel zu weit ist für den Jungen.

Das ist ein merkwürdiger Junge; er ist schlank, sehnig, blond, blauäugig, sein abgemagertes Gesicht mit dem spitzen Kinn und der spitzen Nase bildet ein fast regelmäßiges Dreieck, er ist so ernsthaft, wie man es selten bei der Jugend findet.

„Meinst Du, Werner," fragt Engelke, eine gewisse Begehrlichkeit ganz naiv aussprechend, „daß die Frau dem Ottoken wieder Brod geben wird?"

Der Knabe nickte ernsthaft und wirbelte seinen Stock in der Hand.

„Er wird uns gewiß davon bringen?" fragte Engelke im Ton leichten Zweifels.

„Er wird Dir davon geben!" entgegnete Werner bestimmt.

„Oh! Dir auch!" meinte das Mädchen mit einem liebevollen Blick auf den Gefährten.

„Wenn Du nur hast!“ erwiederte der Knabe ruhig.

Eine Weile schwiegen die Kinder still, dann begann Engelke wieder: „Die Frau hat ihm immer schönes Brod gegeben, wenn er zum Jagdhause kam, aber er ißt auch so gern Brod und hat so lange keins bekommen!“

Das Brod ging dem Mädchen sichtlich sehr im Kopfe herum und sie schien doch nicht ganz sicher, ob Ottoken ihr etwas davon bringen werde.

„Das ist unrecht von Dir, Engelke,“ erklärte der Knabe beinahe feierlich, „daß Du glaubst, Ottoken könne das Brod allein essen, er hat noch immer mit uns getheilt!“

„Wenn er aber kein Brod bekommt?“ fragte Engelke hartnäckig und in einem fast weinerlichen Tone.

„Dann kann er Dir keins geben,“ antwortete Werner bestimmt, „aber weine nicht, mein liebes Engelke,“ setzte er tröstend mit weicherer Stimme hinzu, „wenn Ottoken kein Brod bringt, dann schleich ich mich heut gegen Abend auf den Hof, Du weißt, die Ilse giebt mir Brod so viel ich will, wenn's der Ohm nicht sieht!“

„Da will ich lieber kein Brod essen, Werner," rief das Mädchen mit ausbrechender Aengstlichkeit, „der Oheim sperrt Dich ein, wenn er Dich findet, Dir geht's schlecht, denn er läßt Dich hungern und es dauert so lange, ehe Du wieder zu uns kommst, weißt Du wie im vorigen Sommer?"

Werner nickte und sann eine Weile, dann sagte er ruhig: „Ich muß mit der alten Ilse reden, der Ohm reitet sicher mit dem Herrn von Winterfeld heute Nachmittag nach Lahntop, da hat's keine Gefahr, und wenn er auch nicht ritte, ich müßte doch auf den Hof, die alte Ilse will mit mir reden!"

In dem Augenblick klang das Signal, das Ottoken gab, schrillend herüber, Werner beantwortete es sofort, und einige Minuten später sprang Ottoken auf die Lichtung heraus, sein Brod schon von weitem zeigend. Engelke brach in einen Jubelruf aus und selbst in Werners ernstem Gesicht zeigte sich eine freundliche Falte. Einige Augenblicke später lagen die drei Kinder bei einander und speisten das köstliche Brod, welches Ottoken genau in drei gleiche Theile getheilt; Ottoken und Engelke aßen hastig, Werner langsam, und als Engelke ihren Antheil verzehrt, da reichte ihr Werner das ganze Stück,

das er noch übrig hatte. Das kleine Mädchen begriff wohl diese Großmuth, sie zögerte auch einen Moment, aber auch nur einen, dann hatte die gesunde Eßlust gesiegt und sie kaute vergnügt, aber sah den Knaben recht zärtlich dazu an. So speisten die Dreie im Holze. —

Zweites Capitel.

Am Schmiedefeuer.

Die drei Kinder, welche wir im Holz so glücklich das Brod aus dem Lahntoper Jagdschloß mit einander verzehren sahen, waren eigentlich immer bei einander; man sah sie immer zu Dreien, bald durch die Haide schweifend, bald eifrig kleinem Wild und Geflügel nachstellend, bald bei'm einsamen Feuer am Waldrande. Ottoken mit dem lustigen, rothen, runden Gesicht und den dunkeln Feueraugen, Werner mit dem überernsten, spitzen Gesicht und Engelke mit seinen sanften Rehaugen trennten sich nimmer gern und waren drei gute Freunde zusammen seit Jahren nun schon. Drei Waisenkinder waren's, von Vater und Mutter wußte keines von ihnen mehr, aber Engelke und Ottoken hatten noch einen gemeinsamen Großvater; das war der alte Hufschmied

Boldewyn in dem Dorfe Poley, welches etwa zwei Stunden von dem Jagdschloß Lahntop vor dem Walde lag. Engelke's Mutter und Ottokens Vater waren die Kinder des Schmieds gewesen. Werner war nicht mit ihnen verwandt, er war ein Edelmannssohn und der Junker Paridam Torban von Poley, der auf seinem Edelhofe, etwa tausend Schritt von dem Dorfe saß, war sein Verwandter. Aber der alte, geizige Junker kümmerte sich wenig oder gar nicht um den jungen Verwandten; er ließ das Kind wild aufwachsen, ließ es mit den Kindern aus der Schmiede herumschweifen und sah den Jungen oft Wochen lang gar nicht. Werner hütete sich auch wohl, dem Ohm zu nahe zu kommen, denn eine solche Begegnung lief nie ohne eine Fluth von Schimpfwörtern und eine Tracht Prügel ab. Der Ohm hatte für Werner nie ein freundliches Wort gehabt, mit Mißfallen duldete er's, daß die alte Beschließerin, die er bei sich hatte, dem Kinde spärliche Kost reichte und es nothdürftig bekleidete; es schien ihn stets heftiger Zorn zu ergreifen, wenn er das ihm anvertraute Kind zu Gesichte bekam. Werner hatte sich von zarter Kindheit an gewöhnt, in seinem Ohm seinen schlimmsten Feind zu sehen;

so lang er noch ganz schwach war, duldete er dessen Mißhandlungen mit verbissenem Groll, seit er größer und kräftiger geworden, setzte er sich jedes Mal grimmig zur Wehre, obwohl er wußte, daß er dadurch sein Schicksal nur verschlimmerte, denn der Ohm pflegte ihn dann zu packen und ihn im Stall anzubinden, oder im Keller einzusperren, mit dem Instinct des Hasses ahnete Jener, daß die Freiheitsbeschränkung die schwerste Züchtigung für den wilden Knaben war. Werner hatte oft in solcher Gefangenschaft die entsetzlichsten Qualen ausgestanden, von Hunger und Kälte dabei gefoltert, hatte er oft Tage lang aushalten müssen, bis es die alte Ilse, die Beschließerin, wagte, ihn loszulassen. Die alte Ilse liebte den Knaben, Werner aber verachtete sie, weil das Weib feig war und vor dem Zorn und den Mißhandlungen ihres Herrn zitterte. Seine ganze Fülle von Liebe hatte der Knabe dem greisen Hufschmied und dessen Enkelkindern zugewendet; in der Schmiede, einer elenden, verfallenden Hütte, fand die nach Liebe lechzende Kindesseele, was ihr auf dem Edelhof so schnöde versagt wurde, Verständniß, Theilnahme, Liebe. Der Hufschmied theilte gern und freundlich seine kärgliche

Nahrung mit dem hungernden Kinde, das sich an seinem Feuer wärmte, und Ottoken wie Engelke liebten den jungen Gefährten und hingen an ihm, als wäre er ihr leiblicher Bruder gewesen. Die Schmiede war ein Asyl für den verlassenen Knaben, denn niemals kam der Ohm dort hin, und wenn alle Bewohner des Dorfes vor dem harten Gutsherrn zitterten, der Schmied zitterte nicht vor ihm, obwohl auch die Schmiede ihm gehörte und Boldewyn sein Lehnsmann war. Werner hatte ganz jung schon begriffen, daß sein Ohm sich vor dem Hufschmied fürchtete und darum liebte er ihn vielleicht am meisten; wenn er aber fragte und forschte, wie Kinder thun, dann sagte der Greis, sein Haupt nachdenklich wiegend: „ja, ja, ich habe wohl Deine Mutter gekannt, Söhnchen, und vielleicht weiß ich noch mehr!“ Solche Andeutungen reizten den Knaben mächtig, er ahnete ein Geheimniß, welches sich auf ihn bezog, aber der Hufschmied sagte nichts weiter, kein Wort weiter.

Das Dorf Poley zählte noch etwa zwanzig hölzerne, mit Stroh gedeckte Häuser, die alle sehr unansehnlich waren; wüste Stellen zwischen Gärten und Höfen verriethen, daß das Dorf einst weit an=

sehnlicher gewesen war. Neben dem obern Dorfeingang lag ein Burgfrieden, d. h. ein von Wall und Graben umhegter Platz, in welchen das Vieh eingetrieben und gegen den ersten räuberischen Anfall gesichert werden konnte. Auch sah man auf einem nahen Hügel einen runden Wartthurm, auf dem in schweren Zeiten ein Wächter hauste, der bei Anzeichen drohender Gefahr durch ein Hornsignal die Hirten warnte und sie mahnte, das Vieh einzutreiben. Die Kirche des Dorfes lag in Trümmern, es mußte einst ein stattliches Gebäude gewesen sein, hundert Jahr zuvor schon war sie durch Blitz und Flamme verwüstet, aber noch hatte Niemand daran gedacht, sie wieder aufzubaueu. Für die religiösen Bedürfnisse des heruntergekommenen Dorfes genügte die kleine St. Georgscapelle vollständig, wo die Priester aus den Nachbardörfern auch zuweilen die Messe lasen. Ein Krug befand sich nicht in dem Dorfe, die Mühle lag weit draußen bei dem Edelhofe. Auch die Schmiede stand nicht im Dorf, sondern wenige Schritt vor dem untern Dorfeingang, der noch immer mit einer sogenannten Hecke verschlossen war.

Freilich war, seit die Hohenzollern sich in den

Marken befestigt hatten, mehr und mehr Ruhe und Ordnung geworden, die blutigen Fehden hatten fast ganz aufgehört und die schreckliche Landplage des in Schaaren bewaffnet herumstreifenden Raubgesindels war, namentlich seit die Mark unter dem Eisenzahn, wie man Churfürst Friedrich II. nannte, stand, viel geringer geworden; man erfreute sich schon eines wohlthuenden Friedens, aber das Volk traute diesem Frieden nicht; es war über ein Jahrhundert lang, seit dem Aussterben des ascanischen Fürstenhauses, unaufhörlich, oder mit ganz geringen Unterbrechungen, Krieg gewesen; man hatte sich so an das Elend des Krieges gewöhnt, daß man ein Leben, einen Zustand ohne Krieg gar nicht mehr für möglich hielt. Die Menschen kannten den Frieden nicht mehr, sie wunderten sich jeden Morgen auf's Neue, daß sie nicht in der Nacht durch den Alarmruf geweckt und waren stets fest überzeugt, daß es in der nächsten ganz bestimmt geschehen würde. Deßhalb wurden immer noch, wenn auch nach und nach mit etwas weniger Sorgfalt, die gewöhnlichen Schutzmittel aufrecht erhalten, namentlich auch die Dorfeingänge durch Hecken geschlossen, was aller-

dings plötzlich ansprengende Reiter oft aufgehalten hatte.

Nur wenige Schritte vom Dorfeingang lag die Schmiede, eine alte schlechte Hütte, mit bedenklich geneigtem, schadhaftem Strohdach, von einem in Trümmern liegenden Zaun umgeben; der Schmiede gegenüber aber auf der andern Seite des Weges, in einer Falte des kleinen Abhangs, auf welchem ein arg beschädigter steinerner Kreuzstock stand, da lagen die drei Kinder der Schmiede, dicht aneinander geschmiegt, denn der Frühlings-Abend war noch ziemlich rauh, und schauten durch die Dämmer des Abends mit hellen Augen hinüber, wo die rothe Lohe aufleuchtete auf dem Heerd und glühende Funken von dem Ambos stoben unter dem wuchtigen Hammerschlag des Hufschmieds.

Wer hat nicht als Knabe vor einer Schmiede gestanden und träumerisch, das junge Herz voll wunderbarer Empfindungen, dem Spiel der sprühenden Funken zugesehen und dem Tactschlag des Hammers still entzückt gelauscht! Es liegt in der Schmiede eine ganz eigene Poesie, die Zauber des Recken- und Heldenthums spinnen von dem Ambos aus ihre geheimnißvollen Fäden um die jungen Seelen.

Ueberall in der Heldensage ist der Meister, der die Waffen für den Asen, oder den Menschen schmiedet, selbst ein Held; auch im Mittelalter ist der Schmied der ritterlichen Waffen vielfach ein rittermäßiger Mann, und der Hufschmied ist nicht viel weniger, denn er beschlägt das ritterliche Streitroß, den unzertrennlichen Gefährten des Ritters. All solche Gedanken, mehr oder minder klar, regen und rühren sich in der jungen Seele, wenn das Knaben-Auge in die rothe Lohe schaut, welche durch die niedere Thür der rußigen Schmiede strahlt, wenn sein Ohr dem kräftigen „ricke, ticke, tacke, ricke, ticke, tu!" des Hammers lauscht.

Auch die drei jungen Menschenkinder da unter dem zertrümmerten Steinkreuz hegen ähnliche Empfindungen; sie lieben es, dort zu liegen, wenn am Abend Vater Boldewyn in der Schmiede handthiert; sie liegen dann ganz still, dicht nebeneinander, sie spähen und lauschen und sie sind unwillig, wenn der Knecht, oder der Müller, oder wer sonst sein Roß beschlagen läßt, eine Zwiesprache mit dem Hufschmied beginnt und der Ton der Menschenstimmen sie in ihrem Genuß stört. Freilich dauert die Störung nie lange, denn das Landvolk jener Gegend

ist nicht redelustig, und der alte Boldewyn pflegt fremden Leuten auch nur das Allernöthigste zu antworten; gefallen sie ihm nicht ganz besonders, dann antwortet er gar nicht, sondern schlägt doppelt grimmig auf seinen Ambos, und Meister Boldewyn, so alt und krumm er ist, hat doch noch gewaltige Kraft in seinen Armen.

Der schwere Schmiedehammer ist eine furchtbare Waffe in kräftiger Faust, auch eine Waffe zu weitem Wurf in geschickter Hand. Das hat ein Reisiger des Herzogs von Braunschweig erfahren, der holte sich den hübschesten Backfisch aus dem Dorfe, warf das Mädchen quer über den Sattel und jagte davon, der Haide zu; da ersah ihn Meister Boldewyn und schleuderte ihm den schweren Schmiedehammer nach; er traf den Räuber so hart am Hinterkopf, daß er todt vom Roß sank. Das Mädchen war gerettet, den Reisigen haben Landleute eilig verscharrt drüben bei der Lehmgrube, und das Roß mit den Waffen haben sie heimlich ins Mecklenburgische verkauft. Heimlich auch erzählten sie die Geschichte am Feuer zu Ehren des alten Hufschmieds, und das Mädchen, das er also gerettet, das lebte noch im Dorfe als ein ordentlich Weib. Nach dem

braunschweigischen Reisigen war wohl mehrfach Nachfrage von seiner Cumpaney, doch wurde nichts verrathen.

Der Hammerschlag in der Schmiede rastete, der Knecht zog langsam ab mit seinem frischbeschlagenen Roß, die Kinder erhuben sich, stießen ein lautes Geschrei aus und stürmten den Abhang hinunter über den Weg in die Schmiede. Da saß Meister Boldewyn in der Ecke auf dem Holzklotz, und sein kahler Schädel glänzte röthlich im Scheine der sinkenden Gluth. Man sah von dem Greise eigentlich nur das mächtige Haupt mit den in tiefen Höhlen funkelnden Augen und die gewaltigen Arme; die einst fast riesige Leibesgestalt war gebrochen und lag unter dem beschmutzten Leder-Kittel, wie ein Haufe todten Gesteins unter einer Moosdecke.

Er nickte wohlgefällig, als die Kinder blitzschnell in die Schmiede schossen, sich um die Gluth stellten und die mageren Hände behaglich wärmten.

„Großvater," begann Ottoken, „die Leute im Dorfe sagen, der Herr Churfürst hätte dem Voigt das Schloß genommen und sie müßten nun fort Alle, der Herr von Winterfeld und der Junker hätten's ihm angezeigt, als sie in voriger Woche hinausritten!"

„Wo die gute Frau Dir ein so gutes Stück Brod gegeben hat!“ bemerkte Engelke dankbar.

Werner sagte nichts, aber sein Auge ruhete auf dem Antlitz des alten Hufschmieds.

„Die Leute sprechen eitel Thorheit,“ entgegnete der Greis ruhig, „Herr Detlef von Winterfeld ist mir wohlbekannt, er hat mir gesagt, daß er den Voigten einen Lehnbrief über Lahntop gebracht vom Herrn Churfürsten, Denen ist nun ihr gutes Recht auch verbrieft und besiegelt, und ich gönn' es ihnen, es sind gute Leute!“

Der Alte schwieg und tiefe Stille trat ein, dann ging Engelke zu ihm, lagerte sich zu Füßen des Greises und bat: „Großvater, erzähle eine Geschichte, Engelke ist müde!“

„Großvater, erzähle eine Geschichte, Engelke ist müde!“ bat jetzt auch Ottoken und legte sich neben dem Mädchen auf die Erde.

Werner setzte sich an des Mädchens andere Seite auf den Boden, lehnte sich mit dem Rücken an den Ambos und sah den alten Boldewyn mit einem verlangenden Blicke an, aber er sagte nichts.

Der Greis sah diesen Blick des Knaben wohl, „ich habe seine Mutter gekannt und weiß auch wohl

noch mehr!“ flüsterte er in sich hinein, dann fragte er: „welche Geschichte soll ich Dir erzählen, Werner, mein Sohn?“

„Die Geschichte vom heiligen Eligius!“ rief Engelke rasch.

Werner nickte, er wollte immer, was Engelke wollte, und Ottoken auch.

„Warum denn die gerade?“ fragte der Schmied.

„Weil Du die am besten kannst!“ antwortete Engelke bestimmt.

Die Knaben nickten zustimmend, der Greis senkte das Haupt und ein schwaches Lächeln fuhr über seine verlebten Züge, dann begann er und erzählte heimlich, flüsternd, als theile er den Kindern ein schreckliches Geheimniß mit, folgende Legende:

„Eligius, der Hufschmied, war ein frommer Mann, aber stolz war er wie der Teufel, und darum schrieb er über seine Thür: „Hier wohnt Eligius, der Hufschmied, der ein Meister ist über Alle!“ Das sah der liebe Gott mit Kummer, aber er litt es eine Weile in seiner großen Langmuth, und Eligius wurde immer stolzer. Eines Morgens schaute Eligius aus der Thür seiner Schmiede heraus auf die Straße

und der kleine Oculi, sein Geselle, schaute auch mit ihm heraus.

Das ist ja ein Hundewetter! sagte der fromme Eligius, denn es regnete in Strömen.

Ja, es ist ein Hundewetter! betheuerte Oculi.

Es ist so schlecht, daß man keinen Spitzbuben hinausjagen würde! fuhr Eligius fort.

Ja, selbst zwei Spitzbuben würde man nicht hinausjagen! bekräftigte Oculi.

Bei diesem Wetter wird kein Mensch seinen Fuß auf die Straße setzen! meinte Eligius.

Das wird kein Mensch thun! versicherte Oculi.

Du bist also meiner Meinung, Gesell? fragte der Meister.

Mehr als je! sagte der Gefragte.

Du hast recht, Oculi! rief Eligius.

Und Ihr auch, Meister! antwortete der Gesell.

Glaubst Du, daß heute Kunden kommen werden?

Ich glaube, was Ihr glaubt, Meister!

Und Du hast recht, Gesell!

Und Ihr auch, Meister!

Es wird Niemand kommen!

Ganz gewiß kommt Niemand!

Während Meister und Gesell also mit einander

redeten, rauschte der Regen immer gewaltiger herab, dazu rollte der Donner und Blitze leuchteten. Eligius ging noch ein Mal hinaus, dann sagte er: ich sehe Niemanden!

Ich sehe auch Keinen! sagte Oculi.

Eligius that etliche gute Hammerschläge, daß der Ambos klang und Oculi that gleich ihm. War Eligius der beste Meister, so war Oculi der beste Geselle und Beide verstanden sich wie Ambos und Hammer. Als aber Eligius sah, daß Niemand kam, da band er sein Schurzfell ab, warf es über den Ambos und setzte sich darauf mit untergeschlagenen Armen. Als nun Oculi sah, daß sein Meister Niemanden sah, band er auch sein Schurzfell ab, warf es über den Ambos und setzte sich darauf, ebenfalls mit untergeschlagenen Armen. Plötzlich neigte Eligius lauschend sein Haupt und Oculi that gleich ihm.

Hörst Du etwas? fragte der Meister.

Und Ihr, Meister, hört Ihr etwas? fragte der Gesell.

Ja, ich höre etwas! meinte Eligius.

Ich höre auch etwas! versicherte Oculi.

Der Hufschlag eines Rosses erklang und zwar

so laut, daß man weder das Heulen des Windes, noch das Krachen des Donners mehr vernahm.

Das muß ein gewaltiges Roß sein, das da kommt! sagte Eligius kopfschüttelnd.

Ja, es kommt da ein gewaltiges Roß! sagte Oculi und schüttelte auch den Kopf. Eligius ging vor die Schmiede und sein Gesell hinter ihm her; da gewahrten sie Beide eine Riesengestalt, welche auf einem Riesenpferde saß, das kam heran gebraust wie der Sturm, die Steine sprangen klafterhoch in die Luft unter dem Huftritt des Riesenrosses und das Schwert, welches die ungeheure Gestalt an der Seite trug, erklang klirrend bei jedem Satz, den das Roß that.

Siehst Du nichts? fragte Eligius seinen Gesellen.

Ich sehe Alles, was Ihr seht, Meister! antwortete Der.

Das Pferd hat keine Eisen! sagte der Hufschmied.

Keine Eisen, gar keine Eisen! bestätigte Oculi.

Der Reiter kam endlich vor die Schmiede und machte Halt.

Du bist Hufschmied! donnerte er dem Meister mit einer Stimme zu, vor deren Gewalt die Schmiede bebte.

Das bin ich, antwortete Eligius stolz, ich bin Meister über Alle!

Ihr sollt mir mein Roß beschlagen, sprach der Reiter, aber ich will nicht, daß es sich die Füße naß macht dabei!

Eligius lachte und Oculi lachte auch.

Wie wollt Ihr, daß dieses Roß in meine Schmiede komme? sagte Eligius, seht Ihr denn nicht, daß es größer ist als mein ganzes Haus?

Ihr seid gewaltig einfältig! entgegnete der Reiter, zog sein Schwert, hieb dem Pferd die Füße am Knie ab und warf sie in die Schmiede. Der Meister machte große Augen, der Gesell noch größere, der Reiter aber lachte und sprach: so könnt Ihr die vier Füße beschlagen, ohne sie naß zu machen! Schweigend ergriff Eligius einen der abgehackten Füße, zwängte ihn in den Schraubstock, legte das Eisen auf und wollte die Nägel einschlagen. Aber er hatte gut schlagen und hämmern, die Nägel bogen sich, drangen aber nicht in den Huf. Eligius wußte nicht, was er denken sollte und Oculi wußte es auch nicht.

Das sind Hufe von Eisen! sagte der Meister endlich.

Von Horn sind sie gewiß nicht! versicherte Oculi.

Der Unbekannte lächelte und Eligius hieb auf die Nägel mit verdoppelter Kraft, aber ganz vergeblich, die Nägel krümmten sich und drangen nicht ein.

Ich gebe die Sache auf! sagte Eligius.

Wir geben die Sache auf! sagte Oculi.

Der Meister ließ die Arme sinken, dann trocknete er sich die Stirn, die von Schweiß troff. Oculi schwitzte zwar nicht, da er aber seinen Meister sich die Stirn trocknen sah, so that er gleich ihm.

Ich sehe schon, sprach nun der Reiter lächelnd, daß ich Den, welcher sich den Meister über Alle nennt, ein wenig in die Lehre nehmen muß!

Danach nahm er acht Nägel und steckte sie, ohne einen Hammer anzurühren, lediglich durch den Druck seiner Finger in den harten Huf und verfestigte also das Eisen, ohne einen Hammerschlag zu thun. So that er an allen vier Füßen.

Aber mit dem Wiederansetzen der Füße wird's nichts sein! sagte Eligius.

Nein, mit dem Wiederansetzen der Füße ist's nichts! versicherte Oculi.

Der Unbekannte ging mit den vier Pferdehufen

hinaus, vereinigte sie ohne Weiteres mit den Füßen am Knie und das Riesenpferd begann zu schnauben und zu stampfen.

Als Eligius das Wunder sah, da fiel er auf seine Knie und stammelte: Herr, wer seid Ihr? Oculi fiel auch auf seine Knie und fragte: Ja, Herr, wer seid Ihr?

Da strahlte das Haupt des Reiters plötzlich von blendendem Glanz und Eligius erkannte Gott, den Herrn.

Wisse, sprach der Herr, daß Niemand Meister ist außer mir!

Und mir, Herr, rief Oculi, werdet Ihr mir nicht auch etwas sagen?

O ja, antwortete der Herr lächelnd, Du bist ein Dummkopf!

Eligius und Oculi warfen sich ehrfürchtig mit dem Gesicht auf den Boden, als sie sich nachher wieder aufrichteten, da waren Roß und Reiter verschwunden, draußen aber rauschte der Regen in Strömen nieder, der Donner krachte und der Wind heulte gewaltig. Dadurch aber ließ sich Eligius nicht abhalten, er ging hinaus und überstrich die Inschrift seines Hauses so, daß nur noch dastand: Hier wohnt Eligius der

Hufschmied. Der Rest aber: der ein Meister ist über Alle! war nicht mehr zu sehen. Oculi aber, welcher mit hinausgegangen war, hing betrübt den Kopf, weil er es seinem Meister nicht nachthun und gleich ihm eine Inschrift ausstreichen konnte."

Also erzählte Meister Boldewyn die Legende vom heiligen Eligius und vom kleinen Oculi; Engelke aber nickte ihrem Großvater sehr befriedigt zu und sagte, daß er dieses Mal die Geschichte ganz richtig erzählt habe; Werner blickte den Greis mit seinen großen Augen durchdringend an, aber er sagte nichts und Ottoken sagte auch nichts, denn er war eingeschlafen.

Der Hufschmied indessen redete weiter von allerlei Dingen, so sich ereignet hatten in der Mark Brandenburg bei seinen Lebzeiten, oder seiner Aeltern, die ihm davon Kunde gegeben, dabei aber sprach er immer leiser und that so, als wenn er nur zu dem jungen Werner spräche, oder vielmehr, er sprach wirklich nur mit dem jungen Werner, denn Engelke war alsbald eingeschlafen und ihr Köpfchen lehnte an dem Knie des Großvaters. So ging's aber an vielen Abenden in der Schmiede, nur Werner behielt die großen glänzenden Augen offen und lauschte

bei dem matten Schein des langsam verglimmenden Schmiedefeuers den seltsam krausen Reden, die der Alte bis tief in die Nacht hinein führte. Niemals sprach Werner ein Wort, niemals that er eine Frage, aber er lernte dem Greise Alles ab, was er ihm sagte und dieser neigte befriedigt sein Haupt.

Bald sprach der Alte von den Geschichten, so sich in der Mark zugetragen seit Abgang des großen Fürstenhauses der Askanier, bald verkündete er die geheimen Kräfte der Pflanzen in Wald und Feld und wofür ihr Saft gut bei allerlei Wunden und Krankheit unter Menschen und Vieh. Dann wieder erzählte er von seinen Wanderungen durch die brandenburgischen Marken bis in das Land über der Oder, nach Pommern und Polen, bis daß der Werner alle Wege so genau kannte von einer Stadt zur andern, als sei er die Pfade vielmal gewandert. In einer andern Nacht wiederum sprach der Alte kleine Gebete und Liederverse vor sich her und wiederholte sie so oft, bis er überzeugt war, daß sie Werner behalten; oder er erzählte von dem glänzenden Leben in den Städten, von Landtagen und Turnieren und flocht Geschichten von den edeln Herren ein, die zum Lanzenrennen kamen, so daß

Werner die edeln Geschlechter der Marken fast alle bei Namen und Wappen kannte und Vieles aus ihrer Geschichte wußte.

Von alle dem lernte Ottoken nur wenig, er schlief immer zuerst ein und auch Engelke gewann nicht viel mehr, denn sie senkte auch zeitig das Köpfchen, Werner aber lernte Alles, denn er schlief nie, so lange der Alte sprach.

Am Tage dagegen da sprach der Greis nie mit dem Knaben von solchen Dingen und wenn dieser fragte, was, wenn auch selten, doch zuweilen geschah, so gab er kurze, ausweichende Antworten. Aber auch am Tage war Meister Boldewyn Werner's Lehrmeister, auf seine Weise, er lehrte ihm die edle Schmiedekunst aus dem Grunde und der nervige Arm des vierzehnjährigen Knaben, frühzeitig zum Hammer gewöhnt, schwang die schweren Schlaghämmer ebenso gewaltig wie der eines erwachsenen Mannes. Weiter lehrte der Schmied dem fremden Kinde Schwert und Speer brauchen und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihn auf's Pferd zu setzen und ihn mit dem Roß und seiner Weise bekannt zu machen. Der Schmied aber hatte oft edle Rosse in

Pflege, weil seine Wissenschaft weit und breit bekannt war.

Alles das lernte Ottoken auch und konnte es auch recht gut, nur kam er Werner in keinem Stück gleich, außer in einem Einzigen, das war im Ringkampf, da vermochte Werner's Geschicklichkeit nicht immer die größere Kraft und natürliche Stärke seines Freundes zu bewältigen.

Schweigend sah der Greis oft solchen Kämpfen zu und Engelke sah auch zu und Engelke freute sich zu gleicher Zeit mit dem Sieger und tröstete den Ueberwundenen über seine Niederlage. Das lieblich einfältige Gesicht des Mädchens war immer dabei, aber man sah bald, daß ihr der Werner doch lieber war, als Ottoken, so herzlich gut sie dem Vetter auch sein mochte und so wohl ihr auch sein hübsches, frisches Gesicht gefiel. Werner war dem Ottoken überlegen und Engelke fühlte das, denn klar war es ihr keineswegs, aber die Frau geht immer mit dem Stärkern, so lange ihr Mitleid nicht rege wird. Das aber konnte bei Engelke nicht rege werden, denn Ottoken betrübte sich über keine Niederlage, er gab ganz neidlos die Ueberlegenheit Werner's zu und bewunderte ihn ebenso aufrichtig wie Engelke.

So war das Verhältniß der drei Kinder zu einander und zu dem alten Boldewyn. Und als der Greis in jener Nacht allerlei erzählt von den Eigenschaften des Hundes, da brach er plötzlich ab mitten in der Rede und sprach ohne auch nur den Ton seiner Stimme zu ändern: — „Werner, mein Sohn, Du mußt, sobald Du kannst, mit der alten Ilse reden auf dem Poleyer Hof, aber der Junker darf Dich nicht bei ihr sehen, Du mußt Dich von morgen ab auf die Lauer legen, laß keinen Tag mehr als nöthig ist verstreichen —" diese Mittheilung schob der Alte in seine Rede ein, Werner nickte leise, er kannte die Art des alten Mannes, der aber fuhr ruhig fort: „Wenn Du Dir das beste Hündlein unter einem Wurf nehmen willst, so nimm das, welches zuletzt siehet, es ist das beste, auch nimmt die Mutter es stets zuerst in das Maul, wenn sie die Hündlein an einen andern Fleck trägt."

So erzählte Meister Boldewyn noch lange von den Eigenschaften der Hunde und Werner lauschte gar aufmerksam; endlich aber, als es schon tief in der Nacht war, da erhob sich der Alte mühsam und trug das Engelke, welches dabei nicht erwachte aus seinem tiefen Schlummer, in das Gemach hinter der

Schmiede, wo Beider, des Großvaters und der Enkelin, Nachtlager auf einer Streu von trockenem Laub war. Ottoken blieb auf derselben Stelle liegen, wo er entschlummert war. Boldewyn und Werner nickten sich schweigend den Nachtgruß zu, dann warf sich der Knabe auf die bloße Erde vor der Schmiede-Esse nieder und verfolgte mit den Blicken die letzten Funken in der Asche, bis auch die langsam erloschen und ihm die Augen zufielen, nachdem er sich lange zuvor schon fromm bekreuzt und eins der Sprüchlein gebetet hatte, die er dem Boldewyn abgelernt. —

Drittes Capitel.

Der Poleyer-Hof.

Unter den Mannen oder adeligen Lehnsträgern der Markgrafen von Brandenburg hatten die von Poley niemals eine hervorragende Rolle eingenommen; der Grundbesitz war nicht bedeutend, der Lehndienst dafür verpflichtete sie beim Aufgebot nur zum Zuzug mit zwei Pferden, d. h. der Lehnsträger, der in Person geharnischt und zu Roß dem Churfürsten zuzog, hatte nur ein Gefolge von zwei Bewaffneten zu Pferd zu stellen. Der Hof Poley war nicht befestigt, weder bezingelt noch bezugbrückt, also keine Burg, kein Haus, kein Schloß im Sinne der Zeit; demnach gehörten die von Poley nicht zu dem beschloßten oder beschlossenen Adel, der immer unter der Vasallenschaft eine bevorzugte Stellung einnahm und auch einzeln durch verschlossene Briefe zu den

Landtagen geladen wurde, während an die übrigen Mannen nur eine offene allgemeine Ladung gerichtet wurde. Besonders ausgezeichnete Männer waren aus diesem Geschlecht auch nicht hervorgegangen, Keiner von ihnen hatte den Ritterschlag empfangen, die Ritter hatten damals den Vorrang vor allen Edelleuten, welche nicht Ritter waren, und die Ritter wurden, gleich den Geistlichen, „Herr" angeredet. Auch vom persönlichen Ehrendienst am Hofe der Markgrafen hatten sich die von Poley fern gehalten, sie hatten still auf ihren Hufen gesessen und schlecht und recht mit ihrer geringen Hintersassenschaft gelebt. Deshalb waren die Poleyer nicht unkriegerisch, das Aufgebot des Landesherrn an die adelige Lehnsmannenschaft erging damals oft genug, gehorsam waren die Poleyer dann stets zu Roß gestiegen, hatten sich tüchtig herumgeschlagen und waren danach ohne großen Ruhm und ohne reiche Beute wieder nach Haus gegangen und hatten in der alten Weise und in der alten Stille weiter gelebt.

Ein ächtes Edelmannsleben hatten sie nie geführt, sie kannten nicht den ritterlichen Ehrgeiz, der zu großen Kriegsthaten führt, sie wußten nichts von dem Thatendrang und dem edeln Standesbe-

wußtsein, das zur Hingabe und Dransetzung des eigenen Lebens an den Vortheil und die Ehre des Standes und drüber hinaus an die des Landes treibt; auch zur Ritterschaft der Kirche und der Wissenschaft hatte sich nie ein Poley berufen gefühlt, doch aber hatten sie eine und zwar nicht die geringste Pflicht des Edelmanns begriffen und Menschenalter hindurch mit Liebe und Treue geübt — sie waren stets die Führer ihrer Hintersassenschaft gewesen, sie hatten mit ihren Hintersassen treulich Freud und Leid getragen, waren die sorglichen Berather, die immer bereiten Beschützer und Helfer gewesen. Wie Väter mit Ernst und Liebe hatten sie gewaltet und alle ihre Unterthanen hatten wirklich zu ihrer Familie gehört.

So war es gekommen, daß man zwar im Hof- und Staatsdienst, das fiel damals meist zusammen, keinen Poleyer sah, daß ihr gutes Wappen mit dem grünen Nesselblatt im silbernen Felde an keiner Turnierschranke hing und daß auch auf den Landtagen ihre Stimme sich nur selten erhub; in den engern Kreisen ihrer Besitzungen aber waren die von Poley desto angesehener und es gab kaum eine zweite Familie in den Marken, deren Hintersassenschaft mit

gleicher Liebe an dem Geschlecht des Lehnsherrn gehangen hätte.

Aber auch das sollte ein Ende nehmen, als etwa zwanzig Jahre vor dem Beginn unserer Erzählung der letzte Poley von der Linie Poley starb und das Gut an die Vettern fiel, die im Lande über der Oder saßen und vorsichtig schon seit langer Zeit die Mitbelehnung nachgesucht und empfangen hatten. Diese Vettern hießen zwar auch von Poley, doch war ihre Verwandtschaft genealogisch eigentlich gar nicht nachweisbar; der Sage nach stammten sie sogar von einem Bastard, der für seinen Ehrgeiz neben den ächten Söhnen in dem kleinen Erbe keinen Raum gefunden und deshalb in das Land über der Oder gezogen war, wo er umfangreiche Lehne erwarb. Von diesem Geschlecht war Junker Paridam Torban von Poley, welcher zur Nachfolge in Hof und Dorf Poley mit seinen Mühlen, Wäldern und allen Gerechtigkeiten gelangte.

Der „neue Junker", wie er lange Zeit hieß, zeigte sich in vielen Stücken als ein ächter Poley, er turnirte nicht, er befehdete seine Nachbarn nicht, er zog nicht zu Hofe, er blieb daheim ganz wie das ausgestorbene Geschlecht seiner Vettern, nur darin

unterschied er sich von ihnen, daß er kein Vater und Beschützer seiner Hintersassen wurde, sondern sich zu ihrem Bedrücker, ihrem Dränger und Treiber machte.

Hart und roh, habsüchtig und geizig, lebte er einsam und nur mit Mönchen vom Prediger-Orden verkehrend, unter seinen Knechten und Mägden auf dem Hofe Poley, und wenn er mit seinen Hintersassen in Berührung kam, so war es nur durch Handlungen unnachsichtiger Strenge und harter Gewaltthätigkeit.

Die armen Leute von Poley sprachen noch lange, bis an ihr Ende, von der guten alten Zeit, wo „ihre Junker" noch am Regiment gewesen und die lauschende Jugend glaubte nachgerade, daß in jener Zeit das Paradies in Poley gelegen haben müsse. So war's denn freilich nicht gewesen, auch die gute, alte Zeit hatte ihre Schatten gehabt, aber diese schwanden nach und nach immer mehr aus dem Gedächtniß und den Erzählungen der schwerbedrückten Leute, welche in Vergleich mit dem großen Elend der Gegenwart das mäßige Glück der Vergangenheit in verklärendem Sonnenschein sahen.

Allerdings war das Elend der Leute groß, aber, um gerecht selbst gegen den Junker Paridam Torban von Poley zu sein: ganz war die Schuld nicht sein,

denn zwei Mal rasch hinter einander war das Dorf und der Hof von feindlichen Haufen mit Brand und Plünderung schwer heimgesucht worden und auch die alten Junker von Poley würden nicht die Mittel gehabt haben, dem Elend abzuhelfen; aber freilich würden sie ihre Hintersassen nicht auch noch mit Diensten ganz übermäßig belästigt haben, wie Junker Torban that, um dem eigenen erlittenen Schaden wieder bei zu kommen.

Der Edelhof lag ganz in der Nähe des Dorfes und doch ganz getrennnt von demselben, weil die Haide eine scharfe Spitze vorgeschoben und wie einen Keil zwischen Dorf und Hof hineingetrieben hatte. Diese Haidespitze bestand aus Kiefern mit eingesprengten Birken und bildete ein ziemlich dichtes Holz. Zu Zeiten der alten Junker nun führten ein halb Dutzend und mehr schmale Pfade von dem untern Dorfeingang direct nach dem Hofe; Junker Torban aber hatte sie sämmtlich verhauen und zuwachsen lassen, so daß man jetzt nur an der Schmiede vorbei auf dem Fahrwege in scharfer Beugung um die Spitze herum zu dem Hofe gelangen konnte.

Der Poleyer Hof bestand aus einem ziemlich starken Rundthurm, an welchen ein einstöckiges

Wohnhaus angebaut war, im Haken stießen rückwärts daran: das Brauhaus, das Backhaus, die Wohnungen der Dienstleute, Stallungen, Scheunen u. s. w., in der Mitte des offenen Dreiecks befand sich der Ziehbrunnen. Befestigt war der Edelsitz nicht, aber doch von einer Mauer umgeben, die indessen zum Theil nur aus einem Zaun von Balken und Brettern bestand; von dieser ärmlichen Art der Befestigung soll der Spottnamen der Zaunjunker herkommen. Uebrigens boten die Gebäude keinen freundlichen oder angenehmen Anblick; die Räume waren finster und eng, die Fenster schmal und unregelmäßig, die Thüren niedrig und so versteckt als möglich, so daß sie schwer von Dem gefunden wurden, der nicht vertraut war mit des Orts Gelegenheit. Wie fast überall damals, befand sich auch unter dem Wohngebäude des Poleyer Hofes ein tiefer Keller, aus welchem ein verborgener Gang, dessen Geheimniß nur der Herr des Hauses und allenfalls ein vertrauter Diener kannten; dieser Gang ermöglichte eine unbemerkte Flucht in den Wald.

Man dachte damals bei der Anlage menschlicher Wohnungen weniger an Bequemlichkeit, noch weniger an Geschmack und Kunst, sondern lediglich an Sicher-

heit. Das war übrigens auch bei Städten so, seinen Kunstsinn und seine großartige Baukunst zeigte das Mittelalter nur beim Bau seiner Münster und Dome, seiner Rathhäuser und anderer öffentlicher Gebäude.

Viele von den Edelsitzen der Mark lagen in Sümpfen oder an See'n, so daß ihre Lage eine natürlich feste war; so lag Poley nicht, seine Sicherheit beruhete auf der versteckten Lage im Allgemeinen, doch konnte immerhin der in tiefen Ufern vor dem Hof hinströmende Poley=Bach als eine Deckung benutzt werden, wenn sich der Herr von Poley vertheidigen wollte. Ueber diesen Bach führte dicht neben der Mühle eine rohe Bohlenbrücke ohne Geländer, welche im Fall der Noth mit leichter Mühe abgeworfen werden konnte.

Die Mühle zu Poley wurde die Herrenmühle genannt, weil sie ursprünglich bei den Landesherren zur Lehne ging, jetzt gehörte sie schon seit längerer Zeit den Junkern von Poley, deren Lehnsträger der Müller war. Der Müller und noch ein Bauer im Dorfe waren frei von allen Abgaben, außer der allgemeinen Bede an den Landesherrn, sie gaben von ihrem Boden an den Junker weder den Feldzehnten,

noch den Fleischzehnten, auch nicht den Holz- und Haidepfennig, kein Grasegeld und kein Mandelkorn und was sonst für Namen jene allerdings kleinen, aber zahlreichen Abgaben führen mochten, welche den Grundherren im Mittelalter zukamen. Dafür mußte der Müller sowohl als jener Bauer statt der Abgaben ein Lehnpferd stellen, wenn die Junker auf des Landesherrn Aufgebot zu Feld zogen. Ein solcher Bauer hieß der Lehmann (Lehnsmann), daher ist der Name Lehmann so häufig zum Familiennamen geworden.

Für die Mühle selbst gaben die Müller gemeiniglich einen Erbzins und mußten das Korn des Lehnsherrn unentgeltlich mahlen; übrigens behaupteten die Müller unter dem Volk, fast wie die Schmiede, eine bevorzugte Stellung und die Mühlenmeister standen gar in hoher Achtung, man stellte sie zuweilen selbst rittermäßigen Leuten an die Seite.

Sonst war die Stellung des Lehnschulzen auch sehr angesehen, er hatte sein Gut, meist vier Hufen mit mancherlei Gerechtigkeiten von den Markgrafen zu Lehn. Der Lehnschulze führte den Vorsitz im Dorfgericht, sammelte die Abgaben ein, verkündete die Gesetze u. s. w. Für sein Gut gab er eine

Lehnwaare und mußte bei einem Landsaufgebot mit einem Lehnpferde erscheinen, brauchte aber persönlich keine Dienste zu thun. Anfänglich stand nur den Schulzen allein die Anlage von Krügen in ihren Dörfern zu, erst später legten auch die Herren der Dörfer Krüge an. Daher kommt es, daß noch jetzt in vielen Dörfern der Mark die Krüge Vorlauben haben, denn da der Schulze den Krug besaß, so wurde unter der Vorlaube das Dorfgericht gehalten; es war der Krug das Rathhaus des Dorfes geworden. Auch in den städtischen Rathhäusern befanden sich meist Schenkwirthschaften — die Rathskeller.

Im Dorfe Poley fand sich schon seit Menschengedenken kein Lehnschulz, kein Krug und kein Gericht. Im langen Elend des endlosen Krieges war das Lehnschulzen-Amt zu Grunde gegangen, die früher belehnte Familie verdorben, erloschen, ihre Aecker lagen wüst, wie viele andere. Der Lehmann, welcher die angesehenste Person im Dorfe war, sammelte die geringen Abgaben für den Markgrafen ein, so weit er sie beitreiben konnte, und lieferte sie an die bestellten Einnehmer ab. Streitigkeiten hatten früher die Junker vermittelt, jetzt gingen Streitende

meist vor den Schmied, oder den Müller, oder sonst einen Alten, der bei ihnen in Ansehen stand und ließen sich an seinem Ausspruch genügen.

Wir haben dem Leser die Lage des Poleyer-Hofes ausführlich beschrieben, weil solche dem Knaben Werner es möglich machte, in das Wohnhaus des Junkers zu gelangen, ohne von diesem bemerkt zu werden. Seit Boldewyn, der Hufschmied, seinen Schüler in jener Nacht aufgefordert hatte, die alte Ilse unverzüglich aufzusuchen, war Werner entschlossen, es sofort zu thun; er hatte es früher schon gewollt, denn die alte Ilse, des Junkers Beschließerin, hatte ihm schon durch andere Leute zu wissen gethan, daß sie mit ihm reden wolle, immer aber hatte sich der Knabe durch seine Abneigung gegen den Hausherrn, den man seinen Oheim nannte, zurückhalten lassen; auch gab er nicht allzuviel auf die Wünsche jener Frau, welche er als ein feiges Weib verachtete, obwohl er eigentlich nicht an ihrer Zuneigung für ihn zweifelte. Von dem Moment an aber, wo der Schmied gesprochen, war Werner entschlossen zu gehen.

Aber die Sache war so leicht nicht, denn der Junker durfte ihn nicht mit der Haushälterin zu-

sammen betreffen; deshalb belagerten die Kinder von da ab den Poleyer-Hof, den Weg in die Haide bewachte Engelke, in einem Graben bei der Mühle, als an dem Wege nach dem Dorfe lag Ottoken, und sobald der Junker seinen Hof verließ, es konnte nur auf einem von diesen beiden Wegen geschehen, sollte der Ruf der Drossel erschallen und Werner benachrichtigen. Werner selbst lag in der dichten Haidespitze versteckt, von welcher schon oben die Rede war; er konnte von seinem Versteck aus mit wenigen Sprüngen ungesehen die Rückseite des Hofes erreichen und durch eine Zaunlücke ohne Schwierigkeit eindringen. Er benutzte immer diesen Weg, wenn ihn die Noth zwang, ein Stück Kleidung zu holen, oder wenn Engelke gar zu gern Brod gegessen hätte und sonst keins zu bekommen war. Für sich selbst holte Werner nie ein Stück aus dem Hause seines Oheims.

Die Geduld der Kinder wurde übrigens auf eine harte Probe gestellt, denn zwei Tage lauerten sie umsonst; Junker Paridam Torban zeigte sich zwar zuweilen vor seinem Hause, ging auch in die Ställe, kehrte aber immer sofort zurück. Am dritten Tage endlich und zwar erst am Nachmittag erschien der

Junker, sichtlich zu einem weitern Gange gerüstet, vor seinem Hause. Die lange Gestalt im langen grauen Rock, auf einen starken Speer gestützt, von den drei häßlichen, gelben Hunden mit spitzen Wolfsschnauzen gefolgt, ohne die man ihn nie sah, wandelte mit langen, weitausgreifenden Schritten der Haide zu.

Engelke, welche hier auf Posten stand oder vielmehr lag, hatte sich einigermaßen überraschen lassen, denn sie hatte aufmerksam das Treiben in einem Ameisenhaufen betrachtet.

Plötzlich schlugen die bösen, gelben Hunde an und jagten auch sofort, die Nase dicht am Boden, auf der Fährte hin; Engelke rührte sich nicht, das kluge Kind des Hufschmieds wußte, daß ihr die Hunde des Junkers nichts anthun würden. Wirklich fuhren die schlimmen Bestien, da sie eben grimmig einspringen wollten, beim Anblick des Kindes plötzlich zurück, zogen die Ruthen ein und wichen knurrend zur Seite.

Der Junker hatte nur einen Blick hinüber geworfen, er erkannte des Hufschmieds Enkelin, drohend zog sich seine Stirn zusammen und mit den beiden großen, hervorstehenden Zähnen, die seinem Gesicht

eben nicht zur Zierde gereichten, nagte er die blutlose Unterlippe, wie er zu thun pflegte, wenn ihn der Zorn faßte und er ihn nicht auslassen konnte. Er ging vorüber und that, als wenn er Engelke nicht bemerke, seine häßlichen Hunde trollten hinter ihm her.

Das Mädchen hatte ihn keck und herausfordernd angesehen, jetzt erhub es sich, sah ihm nach mit einem Blick, den man kaum in den sanften, einfältigen Rehaugen vermuthet hätte, und schüttelte zornig hinter ihm her die kleine, schmutzige Faust.

Junker Torban war der einzige Mensch, den Engelke haßte; er hatte ihr nie etwas gethan, aber sie haßte in ihm den Feind Werners.

Nachdem das Mädchen also heldenmäßig, wie es ihr schien, dem Junker gedroht, schoß es wie ein Pfeil davon, erreichte in wenigen Minuten den Versteck Ottoken's und gleich darauf erscholl der Drosselruf, welcher Werner benachrichtigte, daß er sicher den Poleyer-Hof betreten könne.

Nun nahm Engelke Ottokens Stelle ein, Ottoken aber postirte sich am Rande der Haide kam der Junker zurück, so gab Ottoken ein Zeichen, Engelke aber lief über die Brücke bei der Mühle nach dem

Hof und schrie wie der Uhu, das mußte Werner hören und sich flüchten. Alle Drei aber kamen vor der Schmiede wieder zusammen, das war die Verabredung.

Werner hatte den langerwarteten Drosselruf wohl vernommen, mit einigen langen Sätzen war er am Zaun, er kroch durch die Lücke und trat neben dem Schweinestall in den Hof; dort stand ein Knecht, den brauchte er nicht zu fürchten, denn die Leute liebten ihn ebenso, als sie den Oheim fürchteten; der Knecht blinzelte ihm zu und hub die Hand hoch, um dem Knaben anzudeuten, daß die Beschließerin oben unter dem Dach in ihrer Kammer sei. Zu sprechen wagte der Kerl nicht aus Furcht vor dem Junker, aber es war so gut wie gesprochen, denn Werner verstand ihn augenblicklich und lief den schmalen, abgeschrägten Gang hinunter, welcher zur Hausthür führte, die in der Ecke zwischen dem Hause und dem Thurme versteckt war.

Dunkelheit und Stille herrschten in dem Hausflur, Werner aber kletterte rasch eine steinerne Stiege empor, die im Hintergrunde angebracht war und auf einen kleinen Vorsaal führte, der ebenfalls völlig finster war. Hier öffnete er eine nicht verschlossene

Thür und klomm eine steile, hölzerne Treppe hinauf, gleich darauf stand er in einem weiten und wüsten Bodenraum. Er holte tief Athem und ging nun langsam auf einen rohen Verschlag zu, der eine Art von Kammer bildete.

In dieser Kammer, welche Licht und Luft durch eine Luke erhielt, lag auf einem Strohsack mit alten Pelzen und Decken zugedeckt die Beschließerin, eine bis zum Entsetzen abgemagerte Frauensperson, die dem Eintretenden die abgezehrte Hand mit sichtlicher Freude entgegenstreckte und mit hohler Stimme, häufig von einem spitzen, trockenen Husten unterbrochen, sprach: „Oh! ich wußte, daß Du kommen würdest, mein Sohn, Du bist ja Deiner Mutter Kind und sie ist immer gut und freundlich gegen die Ilse gewesen. Rechne mir's nicht zu, mein Kind, was Du hier hast leiden müssen, ich bin ein schwaches Weib gewesen, er ist zu schlimm in seinem Zorn, Deine Mutter wird mir's auch nicht zurechnen, denn sie weiß, wie schlimm er ist; ich habe wenig für Dich gethan, aber, die lieben Heiligen wissen's! ich vermochte nicht mehr!"

Die Alte sprach hastig immer weiter, Werner blickte mit ernstem, unbewegten Antlitz zu ihr nieder,

aber er ließ ihr seine Hand, die sie mit ihren Knochenfingern umfaßt hielt.

„Ich fühle es, daß der Tod mir nahe ist, mein Sohn Werner," zischelte und hustete die Alte weiter, „ich werde dahin fahren in meinen Sünden, denn er läßt keinen Priester zu mir, weil er sich fürchtet; denn siehst Du, ich weiß zuviel von ihm, er ist mein Verderber gewesen, er soll verflucht sein! Ich habe Deiner Mutter geschworen, Dir etwas zu sagen und Dir etwas zu geben, wenn Du groß wärest, Werner; ich gehe früher dahin, die Sünde hat mein Gebein gedörrt und die Schande mein Blut vergiftet. Da, hier, nimm die Tasche, ich habe einen Riemen daran geknüpft, daß Du sie um Deinen Hals tragen kannst, es sind Pergamente darin; der Junker hat oft nach der Tasche gesucht, er mochte ahnen, daß ich sie hatte, denn er wollte Dich verderben um Deines Vaters willen, ich aber habe sie treulich bewahrt, vielleicht ist mir der Herr gnädig um der Treue willen!"

Ilse brachte eine kleine Ledertasche zum Vorschein und gab sie dem Knaben, sie sah ängstlich zu, als der sie um den Hals hing und nickte befriedigt,

als sie dieselbe gut unter dem schlechten Kittel versteckt sah.

„So ist's recht," fuhr sie nach langem, schmerzhaften Husten fort, „Werner, Du darfst diese Tasche nicht öffnen, Du kannst auch nicht lesen, es würde Dir nichts nützen, Deine Mutter aber läßt Dir befehlen, daß Du nach Brandenburg auf den Dom gehst, hörst Du, nach Brandenburg auf den Dom? Da sollst Du die Tasche abgeben also, daß sie in die Hände des Herrn Bischofs selbst kommt, der wird Dir weiter sagen, was geschehen soll. Das sage ich Dir im Namen Deiner todten Mutter, die also für Dich gesorgt hat, weil sie in ihrer Angst nicht wußte, wie sie Dich sonst retten sollte."

Ilse hustete gefährlich, die Anstrengung des Sprechens hatte sichtlich alle ihre Kräfte in Anspruch genommen, aber sie kehrte sich nicht daran, denn sie fuhr hastig fort: „Sage doch, mir zu lieb, Werner, sage doch dem alten Hufschmied, dem Boldewyn, sein Sohn ist einst mein Freier gewesen, daß es rasch mit mir zu Ende komme und daß ich auf sein Versprechen hoffe. Er hat mir versprochen, mich auf dem alten Kirchhof draußen bei der Warte zu begraben; er wird sein Versprechen gewiß halten, der

Junker fürchtet sich vor ihm, denn er hat Deine Mutter gekannt und weiß auch noch mehr von ihm!"

Die Alte schwieg erschöpft, hielt aber die Hand des Knaben fest; Werner redete sie jetzt an und sprach: „Hat Dir meine Mutter befohlen, Ilse, daß ich ohne Namen in die Welt hinausgehen soll?"

„Nein, nein!" rief die Alte auffahrend, „vergieb mir, daß mein alter Kopf das vergessen hat, nein, ich soll Dir Deinen Namen sagen, aber Du sollst ihn geheim halten vor Jedermann, bis Du achtzehn Jahre voll hast und auf dem Dome zu Brandenburg gewesen bist. Das mußt Du mir zum Voraus versprechen!"

„Ich verspreche Dir das!" sagte Werner ernst.

„Beim theuren Blut Jesu Christi, das vergossen ist für uns Sünder! Sprich es nach, ganz so wie ich's sage," rief Ilse fast befehlend, „Deine arme Mutter wollte es also!"

„Ich verspreche es beim theuren Blut Jesu Christi, das vergossen ist für uns Sünder!" wiederholte Werner feierlich.

Die Alte nickte befriedigt und sah ihn zerstreut an.

„Nenne mir meinen Namen!" befahl Werner herrisch.

„Deinen Namen?“ Die Alte richtete sich auf und sprach ganz leise, indem sie den Knaben näher an sich zog: „Du bist ein Edelmann zum Schilde geboren, Dein Name ist: Werner Liborius Todt von Friesach!“

„Werner Liborius Todt von Friesach!“ wiederholte der Knabe fast andächtig, er sprach zum ersten Male seinen Namen aus — seine ganze Gestalt streckte sich mächtig, ein tiefer Odemzug ging aus seiner Brust.

„Werner Liborius Todt von Friesach!“ sagte er mit lauter Stimme, er mußte sich nennen hören bei seinem ganzen vollen Namen.

„Um Gotteswillen,“ zischelte die Alte zusammenschreckend, „der Name darf nicht genannt werden in diesem Hause, weißt Du denn nicht, daß er Deines seligen Vaters Todfeind ist?“

„Und meine Mutter war seine Schwester?“ fragte Werner betroffen.

„Nein, er ist nicht Dein Verwandter!“ flüsterte die Alte.

Werner stieß einen wilden Schrei aus, einen furchtbaren Schrei, es war der Schrei der getretenen

Creatur, welche empfindet, daß die Möglichkeit der Rache gegeben.

Mit verglasten Augen blickte Ilse auf den Knaben, der Schrei schien ihr den letzten Rest von Kraft und Besinnung geraubt zu haben.

Werner that noch eine Menge von Fragen an sie; die alte Person aber antwortete nur unverständliches Zeug durcheinander, dennoch schienen zuweilen Gedächtniß und Verständniß der Sterbenden zurückzukehren, denn sie sprach vom Dome zu Brandenburg und mahnte den Knaben zu gehen.

Sie nickte befriedigt als Werner endlich ging.

Niemand sah ihn den Hof verlassen.

Eine Stunde nachher etwa, als die Dämmerung einfiel, kam Engelke von der Brücke her und stieß dreimal den verabredeten Warnruf aus, dann lief sie zurück, so schnell sie die flinken, nackten Beinchen tragen mochten und stand hochaufathmend bei Ottoken, mit welchem sie langsam der Schmiede zuwanderte. Dort legten sich die Beiden unter dem zertrümmerten Steinkreuz nieder und warteten ihres Gefährten. Sie warteten geduldig, aber eine Stunde verging und es wurde ganz dunkel. Da begann den Kindern ängstlich zu werden, sie fürchteten, daß

Werner in des Junkers Hände gefallen sei und beschlossen sogleich, ihn zu befreien.

Die beiden treuen Seelen wanderten rasch entschlossen nach dem Hofe; die Hunde fürchteten sie nicht, des klugen Hufschmieds Kinder kannten Mittel genug, sie zum Schweigen zu bringen, auch von den Knechten und Mägden fürchteten sie keinen Verrath. So kamen sie auf den Hof, sie fanden die Knechte in der Küche, wo ein Feuer brannte, hier mußte Engelke stehen bleiben und Wache halten, Ottoken schlich sich in's Haus; er wußte da nicht Bescheid, aber er tappte im Finstern die steinerne Stiege herauf, die am Nachmittag sein Gefährte erstiegen; oben fand er nur eine offene Thür und kam die Treppe leise hinaufklimmend in den weiten Bodenraum; hier sah er nicht nur Lichtschimmer durch die Spalten der Bodenkammer, sondern vernahm auch die scheltende Stimme des Hausherrn.

Mit leisen Tritten, keine Katze konnte leiser treten, schlich sich Ottoken an den Verschlag, er konnte sehen, er konnte hören!

„Nun, Ilse," sprach der Junker, seine Hornlaterne auf den Boden setzend und zu dem Lager tretend, „ich habe Deinen Wunsch erfüllt, ich bin

drüben im Kloster gewesen, ein Pater wird morgen kommen und Deine Beichte hören; aber nun gieb mir auch die Tasche, Du weißt was ich meine, laß uns in Frieden scheiden, Ilse, gieb mir die Tasche, welche den Unfrieden zwischen uns gebracht hat!"

„He, Ilse!" rief der Junker, da er keine Antwort erhielt, mit lauter Stimme, „schläft das Weib so fest, oder ist es todt?"

Er nahm die Laterne und leuchtete über das Lager hin.

„Sie ist todt!" sagte er nach einer Weile mit kalter Gleichgültigkeit, „um so besser, die Tasche werde ich schon finden!"

Damit stellte der Junker die Laterne wieder hin und warf mit einer Rohheit, vor welcher dem Knaben grausete, die kaum erkaltete Leiche der Frau von dem dürftigen Lager und durchsuchte dieses mit zuckenden Fingern. „Der alte Schurke von Hufschmied," schalt er dabei vor sich hin, „wird wohl das Rechte wissen, aber er kann doch nichts beweisen und ohne die Pergamente wird der Bube ein namenloser Bastard bleiben sein Leben lang, oh! den Vater hab' ich getroffen und den Sohn werde ich auch treffen. Der Hufschmied weiß nicht

genug, sonst wäre er mir schon härter zu Leibe gegangen. Verflucht sei diese verdammte Hexe, wo hat sie die Tasche?"

Der Junker schüttete den Strohsack aus, aber die Tasche fand er nicht; er gerieth in einen wüthenden Zorn, gab dem Leichnam der Frau, die einst seine Geliebte gewesen, lautfluchend einen verächtlichen Fußtritt, raffte seine Laterne auf und wollte hinaus. Ottoken, entsetzt von dem, was er gehört und gesehen, und überrascht durch das plötzliche Aufbrechen des Junkers, fürchtete entdeckt zu werden, er schlug die Thüre des Verschlags in dem Augenblick zu, da der graue Bösewicht heraustreten wollte und schob den starken Holzriegel vor, dann sprang er hastig die Treppen hinunter, jagte, von Entsetzen gepackt, über den Hof, faßte Engelke's Arm und flog mit ihr hinaus; erst als sie über die Brücke waren, hörten sie einen Hund im Hof anschlagen und bald heulte die ganze Meute der gelben Wolfsmäuler, daß es grausenerregend herüber klang.

Die von Ottoken plötzlich mit voller Gewalt zugeschlagene Thür hatte nämlich dem Junker die Laterne aus der Hand geworfen und er selbst war, rückwärts tretend, über die Leiche gestolpert und

heftig niedergefallen. Das war Ottokens Glück, denn der Junker Paridam Torban von Poley fürchtete sich weder vor Tod und Teufel, wie er selbst sagte, er fürchtete sich vor keinem Menschen auf Erden, nur vor dem Hufschmied Boldewyn fürchtete er sich, denn der wußte etwas von ihm, was ihn unter's Beil gebracht hätte. Er brauchte einige Zeit, um sich aufzuraffen von dem harten Fall, dann besann er sich einen Moment und war sofort überzeugt, daß Werner und kein Anderer ihn belauscht haben möchte. Während dieser wenigen Minuten konnten Ottoken und Engelke flüchten; im nächsten Augenblick hatte der Junker mit einem mächtigen Fußstoß die Thür zertrümmert und rief die Treppe hinunter springend nach seinen Hunden.

Jetzt mußte er sich des Knaben bemächtigen; der mußte die Tasche mit der Urkunde haben; er wollte nicht auf seine Rache verzichten. Grimmig hetzte er die Hunde zum Spüren an; diese fanden auch sofort Ottokens Fährte, blieben aber laut heulend vor derselben stehen und waren nicht zu bewegen, ihr zu folgen.

Der Junker stutzte, das begriff er nicht; er kam

sofort auf den Gedanken, daß doch wohl nicht Werner, sondern ein Anderer, ihn belauscht.

Wer aber war dieser Andere? Wessen Witterung war so furchtbar selbst für seine schrecklichen Wolfsmaulhunde, daß sie ängstlich heulend vor derselben stehen blieben und ihr nicht zu folgen wagten? Gedanken bösen Zornes und wilden Hasses kreuzten sich im Hirn des Junkers; er erinnerte sich gut genug, daß weder den Hufschmied Boldewyn selbst, noch dessen Enkelkinder seine grimmigen Hunde ansprangen, daß sie scheu auswichen vor ihnen; daß sie aber ängstlich vor der Fährte stehen blieben und mit gesträubtem Haar heulten, das war ihm noch nicht vorgekommen.

Dem Junker Paridam Torban von Poley lief es eiskalt über den Leib — er war überzeugt, daß ihn der Schmied selbst belauscht, der Hufschmied, dem er schon immer gern aus dem Wege gegangen war, weil er ihn im Besitz von allerlei Geheimnissen wußte, die ihm an Kopf und Kragen gehen konnten, und ihm den Besitz von noch mehreren zutraute. Dieser Schmied hatte ihn belauscht bei der Leiche der Ilse, der Junker erinnerte sich, daß er dort oben in der Kammer gesprochen, was hatte er dort ge-

sprochen? Er wußte es nicht mehr, er konnte sich nicht mehr erinnern! Aber das beschäftigte ihn in diesem Augenblick weniger, dieser Teufelsschmied konnte aus seinen Reden wenig erfahren haben, was er nicht schon vorher gewußt. Aber, und das war für den Junker das Furchtbare, der Schmied Boldewyn, so kräftig sein Arm auch sein mochte, war lahm und gebrechlich auf den Füßen, wie war es möglich, daß der sich mit einer solchen Geschwindigkeit zu entfernen vermochte? Dem Junker grausete vor den Zauberkünsten Boldewyns! Der Junker war Einer von den Männern, die den Tod und den Teufel nicht fürchten, das will sagen, die nichts fürchten außer Tod und Teufel, solche Leute aber treten mit Recht in die plumpsten Fallen, die ihnen der Teufel stellt.

Hier hatte der Teufel den Junker durch ein uralt Jägerkunststück gefangen, denn Ottoken trug die pudenda cum matrice einer läufischen Wölfin bei sich, welche Theile im Mondenschein gebleicht und mit Liebstöckelsaft bestrichen waren. Wer solches Mittel bei sich trägt, den geht auch der grimmigste Hund nicht an und fürchtet sich vor der frischen Fährte.

Der Junker stand lange vor seinen eigenen Gedanken im Hofe, das Geheul der Hunde hatte die Knechte und Mägde herbeigelockt.

„Es ist eine Leiche im Hause," sagte ein Knecht halblaut, „darum heulen die Hunde so laut!"

„Es ist eine Leiche im Hause," flüsterte eine alte Magd scheu, „ich hörte die Eule schrei'n!"

„Es ist eine Leiche im Hause," sprach der Junker, sich zusammennehmend, „die alte Ilse ist gestorben, darum heulen die Hunde so laut, darum hat die Eule geschrieen!"

Es war ihm eine Erleichterung, daß er also sprechen konnte vor seinen Leuten.

„Gott sei ihrer armen Seele gnädig!" betete das Gesinde, sich eifrig bekreuzend. Der Junker wollte in's Haus gehen, ein Knecht aber trat ihm in den Weg und fragte: „Wer soll die Leichenwacht thun, Herr? das arme Weib hat seit langen Jahren schon keine Blutsfreundschaft hier gehabt!"

„Tragt die Leiche herunter," befahl der Junker nach einigem Besinnen, „bettet sie auf reines Stroh in der Tenne und wacht bei ihr, zwei und zwei, bis morgen der Predigermönch aus dem Kloster kommt, den ich ihr bestellt, daß er ihre Beichte höre;

der mag bei ihr beten. Sie war eine getreue Dienerin — und zapft vom besten Bier, Heydenreich, für die, welche wachen!“

Damit ging der Junker in sein Haus.

„Er hat doch ein Herz,“ flüsterte das Gesinde durcheinander, „er ist doch nicht so schlimm wie sie ihn machen; er ehrt treue Dienstboten; er hat selbst einen Pater für sie bestellt; er sorgt für die Leiche, als wenn sie ihn näher anging; nun, sie soll ihn auch früher näher angegangen sein; doch wer weiß das?“

So redeten die Knechte und Mägde durcheinander; oh! mit einigen Kannen Bier wird oft eine mächtige Einwirkung auf die Meinung der Menschenkinder erzielt; hier thut's eine Kanne Bier, dort muß es goldener Wein sein, hier hilft ein Ringlein oder sonst ein Geschmeid, dort ein verbuhlter Blick und ein heißer Kuß — das ist die Schwäche der Menschennatur, aber ihre Schwäche ist oft auch ihre Stärke.

Um dieselbe Zeit ungefähr, da der Junker also die Meinung seines Gesindes für sich gewann, da erreichten die beiden Enkelkinder Boldewyns das zertrümmerte Kreuz gegenüber der Schmiede und

jetzt fanden sie zu ihrer großen Freude auch ihren Gefährten dort; Werner lag am gewohnten Platz und drückte fest die Hand, die ihm Engelke reichte.

Als die Kinder bei einander lagen, erzählte Engelke zuerst, daß sie in der Angst, Werner könne in seines Oheims Gewalt gefallen sein, sich auf den Hof geschlichen hätten; Werner strich der treuen Gefährtin mit der verkehrten Hand über die Wange, das war ein Zeichen seiner höchsten Anerkennung; Engelke wußte das, sie empfing es stets mit dem vollsten Stolze.

„Werner," begann Ottoken plötzlich, der Knabe hatte bis dahin nach einem Anfang vergebens gerungen, nun er ihn gefunden, sprang seine Mittheilung voll und stark wie ein Strom heraus, „Werner, die alte Ilse ist todt, ich stand an ihrer Kammer auf dem Boden, ich sah wie der Junker die Leiche mit Füßen trat, ich sah wie er ihr Lager durchwühlte, ich hörte wie er sagte, daß Du ein namenloser Bastard bleiben müßtest, wenn Du die Pergamente von der Ilse nicht hättest, aber er fand die Pergamente nicht, er fluchte Dir und meinte, er werde Dich auch noch treffen, so wie er Deinen Vater getroffen und der Großvater könne Dir nicht

helfen, denn wenn der auch Alles wisse, so könne er doch nichts beweisen!“

Ottoken hielt odemlos inne, seine und Engelke's Augen waren auf Werner gerichtet, der aber schaute ernst vor sich nieder eine ganze Weile, dann schaute er plötzlich auf und aus seinen Augen schoß ein Blick wie ein Blitzstrahl.

„Engelke, Ottoken,“ begann er und es war seinen beiden Gespielen, als spräche ein ganz Anderer zu ihnen als ihr bisheriger Gefährte, „es wird die Zeit kommen, da ich die Freundschaft vergelten kann, die Ihr immer für mich gezeigt habt; gebt mir Euere Hände, denn hab' ich Euere Hülfe bisher gebraucht, so brauche ich sie von nun ab erst recht, versprecht mir, daß Ihr meine Freunde bleiben wollt das ganze Leben, so wie ich Euer Freund und Bruder bleiben will, ich verspreche Euch das, versprecht mir's auch!“

„Wir versprechen es!“ sagten die Kinder und es ward ihnen ganz feierlich zu Muth dabei.

„Engelke, Ottoken,“ begann Werner wieder, „ich darf Euch noch nicht Alles sagen, weil mir ein heiliger Eid den Mund schließt, aber auch das, was ich Euch sage, muß zwischen uns Dreien bleiben,

Du brauchst es nicht zu versprechen, mein Engelke, ich weiß, daß Du keine Schwätzerin bist.“

Engelke war mächtig stolz auf dieses Lob.

„Hört,“ erzählte Werner nun, „ich bin bei der alten Ilse gewesen, sie war ein treues Weib, Gott habe sie selig! ich bin kein namenloser Bastard, denn ich habe die Pergamente, jener Bösewicht im Hofe drüben ist nicht mein Ohm; er hat meinen Vater getroffen, dafür werde ich ihn treffen; ich ahne, daß er meine arme Mutter hart gehalten hat, dafür werde ich ihn härter peinigen; er hat mich arg gemißhandelt, dafür werde ich ihn ärger mißhandeln; er hat die Leiche der armen Ilse, die ein treues Weib war, mit Füßen gestoßen, ich aber werde ihn bei Lebzeiten mit Füßen stoßen, weil er stets ein Mann war, untreu, ungerecht und ärger als Mörder und Dieb, das schwöre ich einmal bei der Seele meines Vaters, das andere Mal bei der Seele meiner Mutter und das dritte Mal bei der Seligkeit, auf die ich hoffe!“

Werner sagte das mit einem solchen Nachdruck, daß ihn Ottoken starr ansah, während Engelke scheu zur Seite blickte und ihren jungen Freund nicht anzusehen wagte.

„Geh' in die Schmiede, Ottoken, und sage dem Großvater, daß die Ilse, das treue Weib, todt sei und daß ich die Pergamente hätte!"

Ottoken sprang auf und eilte davon, er hatte stets gern Werners Befehlen gehorcht, heute war's ihm, als könne er's nicht schnell genug thun.

Werner und Engelke lagen allein unter dem Steinkreuz.

„Weißt Du wie ich heiße, Engelke?" fragte Werner.

Das Mädchen sah ihn verwundert an; Engelke hatte ihn Werner genannt, sie wußte kaum, daß er noch eines andern Namens bedürfe.

„Ich heiße Werner Liborius Todt," flüsterte der Knabe, „Werner Liborius Todt, hörst Du? wie ich noch weiter heiße, darf ich jetzt nicht sagen, aber Du sollst es zuerst erfahren!"

Darüber war Engelke mächtig stolz, denn sie sah eine Auszeichnung darin, sie drückte schweigend Werners Hand. Auch in dieser verschlossenen Seele erzwang die Knabennatur ihr Recht; Einem mußte Werner das große Geheimniß seines Namens mittheilen, aber des Eides gedenk verschwieg er doch den Familien-Namen. —

Viertes Capitel.

Der einsame Kampf.

Am Morgen nach dem Tage, an welchem die alte Ilse gestorben war und der verwilderte Edelmannssohn seinen Namen gefunden hatte, sahen die drei jungen Gefährten, Kinder dürfen wir sie *nicht* mehr nennen, mit einigem Erstaunen, daß Meister Boldewyn nicht, wie er doch sonst regelmäßig that, nach dem Gebet des Morgensegens an seine Schmiedearbeit ging, sondern sich vor der Thür der Schmiede auf einen zerbrochenen Pflug setzte und dort, sichtlich in tiefes Nachdenken verloren, sitzen blieb.

Ottoken ließ sich indessen das nicht weiter anfechten, er war von Natur nicht neugierig und es lag nicht in seiner Art, viel nachzudenken; er fachte das Feuer in der Schmiede und machte sich tüchtig

zu schaffen an der Arbeit, an der es gerade nicht fehlte. Er war so ein Mensch, der tüchtig seine Kräfte anstrengen mußte, wenn ihm irgend wohl sein sollte, es war eine Ueberfülle von Kraft in ihm, die gebraucht sein wollte. Schon in den letzten Monden war er eigentlich nur noch aus alter Gewohnheit mit Werner und Engelke in Feld und Haide herumgestreift; es wäre ihm ganz recht gewesen, wenn ihm der Großvater die ganze Schmiede- arbeit allein überlassen hätte, der Alte aber hand- thierte selbst gern mit dem Hammer und für Zwei hatte die Herrenschmiede nicht Arbeit.

Wir sagten schon, daß wir die Drei nicht mehr Kinder nennen könnten; bei Ottoken liegt das auf der Hand, er war körperlich schon vorher über das Knabenalter hinausgewachsen, war auch etwas älter als die beiden Andern; bei Werner und Engelke aber war die Veränderung so zu sagen über Nacht gekommen; nicht daß sich diese Beiden körperlich mit einem Ruck entwickelt hätten, ein gleichgültiger Blick würde bei ihnen kaum eine Veränderung wahrge- nommen haben und dennoch hatte eine solche statt- gefunden. Werner blickte fest und bewußt, er hatte das Ansehen beinahe schon eines Mannes, seit er

wußte, wer er war, seit er selbst der Träger des Geheimnisses seiner Herkunft war.

Und Engelke?

Ei! das Mädchen trug ja ebenfalls einen Theil des Geheimnisses und blickten auch ihre braunen Rehaugen immer noch mit vertrauensvoller Einfalt um sich, so zeigte sich doch um den noch herb geschlossenen Mund ein halb sinnender, halb träumerischer Zug, der an das Erwachen von Gefühlen erinnerte, die Kindern noch nicht eigen sind. Dabei ruhten ihre Blicke oft mit ganz unverholenem Wohlgefallen auf Werner und sie nickte dem jungen Gefährten halb geheimnißvoll, halb freundlich zu, wenn sie dessen Blick begegnete.

„Ich muß nach dem Hofe gehen!“ schloß der Hufschmied plötzlich ganz laut das leise Selbstgespräch und hub sich mühsam auf von seinem Sitze.

Die drei jungen Gefährten sagten gar nichts, denn sie hatten diesen Entschluß eigentlich erwartet, wußten auch überdem, daß sie den Alten immer gewähren lassen mußten. Der holte sich jetzt die schwarze Lederkappe, die er auf seinen kahlen Scheitel zu setzen pflegte, wenn er ausging und ergriff die

gewaltige Eisenstange, deren er sich als Stab und Waffe bediente.

Er nickte den Dreien zu als er ging.

„Geht mit Gott, Großvater!“ sprach Engelke.

Ottoken nickte freundlich wieder und hieb auf das glühende Eisen, daß die Funken davon stoben.

Werner schaute den Alten an, Billigung, Dankbarkeit und auch eine Frage war in seinen Augen zu lesen.

Der Alte schüttelte den Kopf, — war das eine Antwort?

Werner und Engelke traten vor die schiefe Thür der Schmiede, um dem Greise nachzuschauen, so lange als möglich; die Krümmung des Weges, bei welcher er ihren Blicken entschwinden mußte, war nicht fern; der Hufschmied aber brauchte geraume Zeit, um sie zu erreichen, denn nur mühselig und mit großer Anstrengung schleppte sich die mächtige Gestalt auf den gebrechlichen Beinen an der eisernen Stange fort.

Die riesenhafte und doch wankende Gestalt in dem langen, rußigen Lederkittel, mit dem dichten Busch schneeweißen Haars, der ihm im Nacken hing, mit dem kleinen schwarzen Lederkäpplein auf dem

kahlen Schädel des mächtigen Hauptes, mit dem großen, braunen, runzelvollen Angesicht und den aus tiefen Höhlen hervorlugenden Augen, wie sie da durch den sonnigen Frühlingsmorgen schwankend dahin schritt, gemahnte an den Winter, der sich vor dem siegreichen Frühling zurückzieht.

Denn es war unterdessen ganz und voll Frühling geworden überall in Mark Brandenburg und ein köstlicher Maienmorgen war's dazu. Der Alte schaute mit scharfen Blicken um sich, gleichsam als wolle er sich überzeugen, ob Alles in Ordnung wieder, wie in den vielen Frühlingen zuvor, die sein Auge geschaut auf Erden. Er schaute der Lerche nach, die in den glänzend blauen Aether stieg, er kannte die Stimme der Drossel, die vom Wipfel der Kiefer herab ihn hell ansang, dort von der Haidespitze herüber flötete die Amsel melodisch und was da auf dem wilden Apfelbaum schmetterte, war der Edelfinke. Ringsum und überall grüßten ihn Stimmen, die er alle kannte, die er so oft gehört und er grüßte sie wieder, indem er befriedigt bald hier, bald dorthin nickte. Der alte Mann blieb auch stehen, um nachzusehen, ob die kleinen Blumen, die an seinem Wege wuchsen, noch so wären wie sonst:

die gelben Köpfe der Kuhblumen, die süß duftenden Himmelsschlüsselchen, die Waldnesseln, die Butterblumen und das Frühlingsfingerkraut mit seinen artigen Röschen.

Es war Alles, wie's ehedem war, da der Boldewyn noch als junger Gesell durch die Haide strich, der Frühling war jung und bunt und duftig geblieben, nur er war alt und grau, ein gebrechlicher Greis geworden.

Langsam nur kam Boldewyn vorwärts mit seinen schweren Füßen und seinen schweren Gedanken, an der Beugung des Weges stand er lange vor einem schönen Roßkastanienbaum, den hatte er von seiner zarten Jugend an gekannt; denn sein Sohn hatte ihn mit mehreren andern hier gepflanzt vor vielen Jahren. Die andern Kastanienbäume waren ausgegangen, dieser Eine war übrig geblieben und er stand da mit seiner prächtigen Krone, den zarten, im sanften Anhauch des Morgenwindes wehenden Blättern und dem feierlich weißen Blüthenschmuck.

Den alten Mann faßte eine tiefe Wehmuth, er hastete sich, weiter zu kommen, er wollte den Frühling nicht mehr sehen, denn der Frühling machte ihm das Herz so schwer, aber sein würziger Odem

umfächelte ihn fast berauschend und er vermochte sich seiner nicht zu erwehren, obwohl er mächtig ankämpfte dagegen; denn er wußte, daß er einen schweren Gang ging und daß er alle seine Kräfte zusammennehmen müsse, weil er noch eine Aufgabe zu lösen hatte vor seinem Ende. Aber als Boldewyn weiter kam, da sprach der Frühling überall und aus Allem zu ihm, aus dem Rauschen der Wasser im Poleybach, wie aus dem lauten Geklapper der Mühle.

Der Greis kam über die Brücke und betrat das Mühlengehöft, durch welches der Weg nach dem Poleyer Hofe führte; dort luden die Mühlknechte Kornsäcke von dem Wagen uud der Müller stand dabei mit nackten Armen.

Der Großvater des Müllers war des Hufschmieds Waffengefährte gewesen in vergangenen freudigen Tagen und Meister Boldewyn war gerade nach Poley gekommen, um den Enkel des Müllers aus der Taufe zu heben.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief der junge Müller von Weitem schon dem Kommenden den damals landesüblichen Gruß zu.

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiederte der greise Hufschmied.

„Ihr geht auf den Hof, Pathe,“ sprach der Müller, indem er herzu trat und die Hand reichte, „die alte Ilse ist gestorben, Einer von den schwarzen Brüdern ist schon vor ein paar Stunden vorbei, denkt Euch, den hat der Junker gestern selbsten bestellt!“

Der Schmied nickte und wollte weiter, sein vierschrötig Pathenkind aber ließ ihn nicht und sagte mit rauher Freundlichkeit: „Kommt, Pathe, es ist mit Euren Füßen nicht mehr wie sonst, setzt Euch auf den Sack hier, die Müllerin soll Euch einen kühlen Trunk herauf holen, denn auf dem Hof geben sie Euch doch nichts zu trinken, oder doch nicht gerne und solcher Trunk wird zu Gift!“

Darauf drückte er den Alten auf einen Sack und schrie mit hallender Stimme nach der Müllerin. Boldewyn ließ sich's gefallen heute mal, denn es war ihm, als müsse er erst andere Gedanken haben, bevor er mit dem Junker reden könne. Der Frühling hatte es ihm angethan und aus dem Zauber mußte er heraus. So saß er denn behaglich in der wärmenden Sonne auf dem vollen Sack und ließ

sich erzählen von dem Pathenkind, dann kam die Müllerin, eine große, starke Frau, die mit ihren nackten Beinen so fest auftrat, als wolle sie zeigen, daß es nicht so leicht sei sie umzuwerfen — war eine rechte Müllerfrau, die ihren Sack heben konnte ohne Hülfe und sah auch sehr stattlich aus mit dem rothen Tuch um den Kopf und dem rothen Tuch um die mächtig volle Brust; sie reichte dem Hufschmied mit einem: „Wohl bekomms!“ den hölzernen Krug, über den das Bier hinausschäumte, hielt sich dann aber weiter nicht auf, sondern ging wieder an ihre Arbeit.

Boldewyn labte sich recht an dem Bier, das war ein Genuß, der selten an ihn kam bei seiner Armuth; freilich hätte er Brod und Bier oft haben können, wenn er zu den Leuten gegangen wäre, denn er hatte großen Anhang in der ganzen Gegend, aber er blieb seit Jahren schon immer in seiner Schmiede und zu bringen wagte ihm Niemand etwas, denn der Schmied war grimmig stolz.

Als der Greis sein Bier getrunken, schüttelte er dem Müller die Hand und begab sich wieder auf den Weg nach dem nahen Hofe. Der gute Trunk hatte ihn zu einem ganz andern Mann gemacht, er fühlte das mit Freuden; jetzt lag der Frühling

hinter ihm und er konnte seine Gedanken sammeln und fest auf das richten, was er mit dem Junker reden wollte.

So kam er auf den Hof und der alte Knecht, der am Tage zuvor schon den Werner zurecht gewiesen, zog den Finger, an dem er eben gesogen, aus dem Mund und zeigte auf die Scheune, in der die Leiche lag.

Boldewyn betrat die Tenne; die Leiche war mit einem weißen Leilach zugedeckt, zu ihren Häupten kniete ein Predigermönch, ein Dominicaner, und sprach halblaut mit näselnder Stimme sein Gebet her; zu den Füßen der Leiche lag ein alter, schlechter Hund, keiner von den grimmigen Wolfsmäulern des Junkers, sondern ein bescheidenes Thier, das die Verstorbene halb verstohlen gefüttert hatte. Der Hund lag zu den Füßen seiner Herrin und nahm keine Nahrung mehr.

Boldewyn kniete mühsam nieder und begann ebenfalls halblaut zu beten, der Mönch kümmerte sich nicht um ihn; die Dominicaner hatten nicht den innigen Zusammenhang mit dem Landvolke, wie die Cisterzienser ihn damals hatten.

Als der Greis seine Gebete gesprochen stand er

auf, zog das Leilach von dem Angesicht der Leiche und blickte, auf seine Stange gestützt, lange nieder zu ihr. Was mochten da für Gedanken durch seinen alten Kopf gehen? Er hatte dies Weib, das man schon lange die alte Ilse nannte, als ein Kind, als ein blühend Mädchen gekannt, Ilse war seines ältesten Sohnes Liebste gewesen; sie war, jedoch erst nach dem Tode des jungen Schmieds, durch Eitelkeit und Thorheit, durch heißes Blut und die Heimtücke des Junkers in dessen Gewalt, ins Elend einer schrecklichen Sclaverei gerathen, jetzt lag sie vor ihm als Leiche, kein Zug mehr verrieth die einstige Schönheit. Langsam und leise deckte der Schmied das Leilach über die Leiche, grüßte den Mönch ehrerbietig und ging hinaus.

Draußen stand der Knecht mit dem Finger im Munde.

„Ich will mit dem Junker reden!“ sagte Boldewyn.

Der Knecht zog den Finger aus dem Munde und deutete grinsend auf das Haus.

Der Hufschmied wußte Bescheid, er trat ein, erklomm mühsam die Steintreppe und öffnete rechter Hand eine Thüre, die in ein weites, niedriges Gemach mit einer braunen Balkendecke führte. Eine

lange, an dem Fußboden befestigte Tafel mit Bänken zu beiden Seiten lief quer durch diesen Saal, der nur schwaches Licht durch drei schmale, in die tiefe Mauer eingeschnittene Fenster erhielt. Von Luxus und Bequemlichkeit war hier nichts zu sehen, doch waren am obern Ende Jagd= und Kriegswaffen aller Art aufgehängt und auf Schemeln und Gestellen aufgeschichtet; sonst war Alles rauh und wüst.

Der Hufschmied hatte hier an manchem gesegneten Abend lustig mit der Kanne gezecht in frühern Jahren, da noch die alten, die ächten Junker von Poley hier hausten und fleißig ihre Mannen zu einem guten Trunk luden.

Boldewyn machte mit seiner Stange mehr Geräusch auf dem mit Ziegeln gepflasterten Boden als nöthig war, er gedachte nicht, den Junker zu überraschen. Das Geräusch that seine Wirkung, denn als der Schmied etwa die Mitte des Saals erreicht hatte, öffnete sich eine Thür am obern Ende und der Junker Paridam Torban von Poley trat heraus in seinem ledernen Wamms, über welchem er einen schlechten zerrissenen Mantel von Ziegenfell trug. Er mochte den Besuch des Schmieds erwartet haben, denn sein langes, bleichgelbes Gesicht, das

nicht ohne Spuren früherer Schönheit war, und eigentlich nur durch zwei stark hervorragende Zähne der oberen Reihe einen bösen Ausdruck bekam, verrieth keine Ueberraschung. Mit einem langen Blick der scharfen klugen Augen, deren Farbe aber fast ganz verblaßt war, sah er dem Kommenden entgegen und sprach dann mit erhobener Stimme, deren Ton etwas Glattes, Schmeichelndes hatte: „Kommt hier herein, Meister Boldewyn, hier ist Feuer!"

Der Schmied trat in das kleine, gewölbte Gemach, wo in einem Kamin ein Feuer brannte, das doch ziemlich vergeblich gegen die feuchte Kühle, die dort herrschte, kämpfte. Auch hier waren die Wände mit Waffen und Jagdgeräth behängt; auf ein Paar aus der Wand hervorragenden Stangen hingen Rüst- und Kleidungsstücke, ringsum aber standen Kisten und Truhen, meist mit Eisen beschlagen, von festem, aber rohem Holz. Diese Truhen waren mit Decken, Wildhäuten und Fellen belegt und dienten so zugleich als Sitze und Lagerstätten.

Das war das Wohngemach eines märkischen Junkers im fünfzehnten Jahrhundert.

Junker Paridam Torban nahm Platz vor dem Kamin, hielt seine Hände über das Feuer und sagte

nachlässig: „Setzt Euch nieder, Schmied Boldewyn, und sagt mir Eure Sache!“

Der Hufschmied nahm Platz auf einem Bärenfell, stellte seine Stange zwischen die Kniee, schlang beide Hände darum und sprach: „Die Ilse ist gestern gestorben, ich bin eben bei ihrer Leiche gewesen!“

Der Junker nickte, ohne sich umzusehen, er starrte in die Gluth.

„Sie hat keine Blutsfreundschaft,“ fuhr Boldewyn ruhig fort, „weder im Dorfe, noch in der Umgegend, da das arme Weib aber vor Jahren die Liebste meines Sohnes gewesen und gewünscht hat, auf dem alten Kirchhof bei'm Burgfrieden begraben zu liegen, so will ich ihr oben bei meines Sohnes Grab ihre Ruhestätte graben und wollte Euch gebeten haben, uns die Leiche heute Abend hinauffahren zu lassen, Junker!“

„Thimme kann den Schimmel und die Schleife nehmen!“ entgegnete der Junker kurz zustimmend, dann aber wendete er sich langsam um und sah dem Hufschmied mit ernstem Blick fest in's Gesicht. Er wußte, daß nun die Hauptsache kam.

Beide Männer sahen sich lange an, sie kannten sich.

„Junker," begann der Schmied wieder, doch in viel leiserem Tone als bisher, „ich bin ein alter Mann, sehr alt, und hatte schon viel gesehen, bevor Ihr geboren wurdet; ich habe auch in diesem Hause viel gesehen, Ihr wißt es, und es war Euch immer ein bitterer Groll, daß ich so lange lebte. Ihr dachtet, ich würde Euch in's Geschrei bringen, das konnte ich; ich hätte noch mehr gekonnt, ich that nichts gegen Euch und sagte nichts gegen Euch, weil ein Eid meinen Mund verschlossen hielt, wie den der treuen Ilse, den jetzt auch der Tod geschlossen hat. Ich komme nun, um Euch zu sagen, daß der Tag und die Stunde nahe sind, wo das Siegel von meinen Lippen fällt!"

„Ihr könnt mir nichts beweisen von dem, was Ihr zu wissen glaubt!" erwiederte der Junker scharf und kalt.

„Ich will nichts beweisen, ich will nicht vor Gericht gehen!" versetzte der Schmied rasch. Der Junker richtete sich steil auf und starrte den Alten an.

„Ich will Euch und Eure beiden furchtbarsten Thaten nur in eines Menschen Ohr raunen und damit eine Rache auf Euch hetzen, die Euch packen und halten wird bis an's Ende, die Euch keine

Ruhe lassen wird, bis Ihr der ewigen Rache Gottes anheimfallt!"

Der Greis sprach das ruhig, aber mit einer so finstern Drohung, daß der Junker sich wie von einem kalten Schauer angeweht fühlte.

„Und wenn Ihr das wollt, warum sagt Ihr mir's?" fragte er leise, nachdem er sich rasch gefaßt.

„Es soll offener Krieg sein zwischen Euch und dem Rächer, der seinen Vater und seine Mutter zu rächen hat, den Tod und Verrath des Vaters, die Schande und die Erniedrigung der Mutter!"

Der Junker schlug eine häßliche Lache auf, dann sagte er höhnisch: „Schmied Boldewyn, die Leute nennen Euch einen klugen Mann, ich selbst habe das lange geglaubt, nun glaube ich's nicht mehr, Ihr seid nur ein armer, alter Narr. Wisset, ich hatte eine Rache zu nehmen, Rache für eine Beleidigung, die noch jetzt, nach fast vierzig Jahren, wie höllisches Feuer auf meiner Seele brennt, ich habe mich gerächt an dem Vater, an der Mutter, ich werde mich rächen an dem Bastard und Ihr werdet mich nicht hindern, alter Narr!"

„Ich kenne die ganze Geschichte voll Gräuel," entgegnete der Schmied ruhig, „aber Ihr triumphirt

zu früh, ich habe die Rache groß gezogen, die Strafe für Euch auf Erden, und der Tag ist nahe, an welchem ich sie entfesseln darf!"

„Ihr werdet sie nicht entfesseln!" sagte der Junker bestimmt.

Der Hufschmied lachte verächtlich.

„Denn Ihr werdet lebend dieses Haus nicht verlassen!" zischte der Junker, im selben Augenblicke aber schnellte er blitzschnell empor, stülpte dem Schmied eine bereit gehaltene tiefe Kappe, welche ihm Augen und Mund vollständig bedeckte, über den Kopf und zog, zurückspringend, die daran befestigte Schlinge mit einem so gewaltigen Ruck zu, daß er den Schmied zu Boden riß. Halb erwürgt stürzte Boldewyn nieder, die Eisenstange entfiel seinen Händen, er konnte nicht sehen, nicht hören, die Kappe bedeckte ihn völlig, die Schlinge würgte ihn am Halse, er war völlig hülflos, da er sich wegen seiner gebrechlichen Füße auch nicht aufrichten konnte. Der Sieg des Junkers war vollständig.

Ein paar Mal versuchte der unglückliche Schmied noch mit seinen mächtigen Händen die verrätherische Kappe abzureißen, aber sie widerstand nicht nur, sondern er zog dadurch die Schlinge um seinen Hals

noch fester, endlich sanken seine Arme schlaff nieder. Der Junker riß noch einmal mit einem heftigen Ruck an dem Strick, dann setzte er hohnlächelnd seinen Fuß auf die Brust des Schmieds, um die Erdrosselung zu vollenden. In diesem Augenblick faßte der schon Halberwürgte, vielleicht ganz bewußtlos, mit der rechten Hand den Fuß des Junkers um das Knöchelgelenk und zwar mit so furchtbarer Kraft, daß Dieser mit einem lauten Schmerzensschrei zusammenfuhr und das laufende Ende der Schlinge fallen ließ. Boldewyn's Hand hielt den einmal erfaßten Fuß wie in einem eisernen Schraubstock fest; ein zweiter Ruck und der Junker, der sich eben bemühete den Strick wieder zu fassen, verlor das Gleichgewicht und stürzte nieder und zwar mit solcher Gewalt mit der Stirn gegen eine Truhe, daß er einige Secunden besinnungslos liegen blieb.

Boldewyn, der den Fuß seines Gegners nicht los ließ, benutzte die kurze Zeit, um mit der andern Hand unter die Kappe zu fassen und den würgenden Strick zu lockern, aber es war ihm noch nicht gelungen, sich von der Kappe zu befreien, als der Junker wieder zum Bewußtsein kam, rasch den Strick faßte und hastig zog. Jetzt aber versagte die

Kappe den Dienst, denn einmal war der Junker, quer über dem Schmied liegend, nicht im Stande, kräftig genug zu ziehen und dann hatte Boldewyn seine Hand zwischen dem Halse und dem Strick. Der Junker knirschte mit den Zähnen, er riß an dem Strick, um wenigstens die Hand seines Gegners zu fesseln, während Boldewyn ihm das Knöchelgelenk auf seine so furchtbar schmerzhafte Weise zu drehen begann, daß er einen scharfen Wehelaut ausstieß; deßhalb ließ er indessen nicht nach in seinen Bemühungen, den Greis zu erwürgen. Es war ein furchtbarer Kampf, die beiden Gegner schnauften und stöhnten entsetzlich; endlich gelang es dem Junker, oder vielleicht wollte es der Schmied so, seinen Fuß zu befreien, er fiel machtlos zur Seite, in diesem Augenblick aber hatte sich Boldewyn von der Kappe befreit und sich mit einem gewaltigen Ruck in eine sitzende Stellung gebracht. Er saß mit dem Rücken an eine Truhe gelehnt, einen kleinen Schritt von ihm lag sein Gegner, der sich vergeblich bemühete, sich an einer andern Truhe aufzurichten, der rechte Fuß war ihm aus dem Gelenk gedreht. Schmerz und Wuth zugleich zuckten in diesem von Leidenschaft zerwühlten Angesicht, über

das einzelne schwere Blutstropfen niederrannen, die aus der Stirnwunde flossen, die er sich beim Fall geschlagen. Auch das Gesicht Boldewyn's bot einen scheußlichen Anblick dar, es war dunkelblau, fast schwarz, die Augen waren gewaltsam aus ihren Höhlen getrieben und die Zungenspitze kam zwischen den Lippen hervor. Die Erdrosselung war beinahe todbringend gewesen, vielleicht in der nächsten Secunde schon.

Der Junker faßte hinter sich und riß einen kurzen starken Jagdspeer, eine sogenannte Saufeder von der Wand, Boldewyn nahm seine Eisenstange auf und keuchte: „legt den Speer hin, oder ich schlage Euch den Arm entzwei.“

Der Junker antwortete nicht, zielte mit dem Speer und warf sich mit seiner ganzen Kraft vorwärts, der Schmied aber begegnete dem Angriff, indem er den Speer faßte, ihn aus des Feindes Hand riß und denselben zugleich mit der Eisenstange so gewaltig in die Seite traf, daß der Junker mit einem Wehgeheul zur Seite taumelte und niederstürzte.

Jetzt trat wieder eine Pause ein, der Schmied holte schwer Athem, aber sein Auge bewachte jede

Bewegung des Gegners sorgsam. Er wußte, daß der Kampf noch nicht zu Ende war. Wirklich begann sich der Junker nach einer Weile zu regen, er hub sich langsam auf vom Boden, stützte sich auf die Hände, verbiß den grimmigen Schmerz, den ihm der verletzte Fuß und die getroffene Weiche verursachten, wälzte sich auf die andere Seite und nun gelang es ihm stöhnend nach zwei verunglückten Versuchen, sich auf die Truhe zu schwingen, er nahm denselben Sitz ein am Feuer, wie beim Beginn dieser Unterredung. Als er nach seinem Feind schaute, saß auch Dieser wieder auf seinem alten Platz, die Eisenstange zwischen den Knieen und die furchtbaren Hände darum geschlungen.

Die Lederkappe mit der Halsschlinge lag zwischen beiden Männern am Boden.

So saßen sie eine gute Weile, dann wischte sich der Junker plötzlich das Blut aus dem Gesichte und sprach mit bebender Stimme: „Ihr habt Euch wie ein Mann gewehrt!"

„Ihr habt mich wie ein Teufel überfallen!" lautete die Antwort.

Der Junker lächelte, als sei er geschmeichelt durch den Vergleich.

„Könnt von Glück sagen, Junker," fuhr Boldewyn fort, „daß Ihr mich nicht gewürgt habt, denn die Leute wußten, daß ich hierhergekommen!"

Der Junker lachte verächtlich.

„Ei, Verlegenheit hätte es Euch doch gemacht," sagte der Schmied, „und geholfen hätte es Euch auch nichts, denn das Geheimniß kennt außer mir noch Einer, dessen Lippen an jenem Tage auch des Siegels ledig werden!"

Ein wildes Schnauben antwortete dieser Mittheilung.

„Junker, Ihr seid ein Thor", sprach Boldewyn weiter, „sträubt Euch nicht länger, Ihr seid der Rache verfallen, die ich großgezogen habe, seht, ich gab Euch nur einen geringen Stoß in die Seite mit meiner Eisenstange, ebenso leicht hätte ich Euch den Schädel einschlagen können; wenn ich Euch aber getödtet hätte, wo wäre da meine Rache geblieben? Nein, gehetzt sollt Ihr werden, die Angst soll Euch packen, die Rache ist hinter Euch her, die Rache, der Ihr nicht entlaufen könnt."

Boldewyn gerieth in immer größere Aufregung: „steigt doch zu Roß, Junker", rief er höhnend, „ich habe Euch das Bein für den Steigbügel zurecht ge-

rückt, des Schmiedes Hand streichelt sanft, nicht? Aber wo wollet Ihr hinreiten? meine Rache folgt Euch überall, der Sohn des Mannes, den Ihr verrathen habt und gemordet, des Weibes, das Ihr zweifach verrathen und hundertfach gemordet, das Kind, das Ihr zum Bastard machen wolltet, Werner Liborius Todt von Friesach will seine Rache haben und er wird sie haben!"

„Schweig, du Teufel von Schmied!" heulte der Junker und wand sich ohnmächtig auf seinem Sessel, „was hab ich dir gethan, Teufel, daß du mich also verfolgst?"

Hohnlachend zeigte der Schmied auf die Lederkappe, die am Boden lag.

„Du lügst, verdammter wendischer Hund!" schrie Poley grimmig, „Du hast mich verfolgt, Jahrelang schon, die Kappe brauchte ich, mich Deiner zu erwehren, sprich, Du wendischer Hund, warum hast Du Dich seit Jahren an meine Ferse geheftet? ich habe Dir nie etwas zu Leide gethan!"

„Das will ich Euch sagen, Junker," sprach der Schmied plötzlich in einem ganz andern Tone wie vorher, nichts mehr von Hohn und Spott, von

Grimm und Wuth, sein ganzes Wesen tiefe Trauer, „hört mich an, Paridam Torban von Poley, Ihr habt mich eben einen wendischen Hund genannt, Ihr habt damit das Richtige insoweit getroffen, daß ich wirklich von einem Geschlecht stamme, welches zu den Edlen dieses Landes zählte, als Euer Geschlecht noch nicht einen Fußbreit brandenburgischer Erde sein nannte. Und nun fragt weiter, warum hieß der Mann, den Ihr verrathen und gemordet habt Todt von Friesach? Ihr wißt es nicht? Ich will's Euch sagen, weil sein Ahnherr den Muth hatte, ein wendisches Mädchen zu seinem Eheweibe zu nehmen vor Gott und den Menschen, der edle Wedigo von Friesach errettete die wendische Sclavin aus dem Tode der Leibeigenschaft zum Leben der Freiheit, und darum nannte man die Kinder, die sie ihm gebar, die Söhne von der Todten zu Friesach, oder kurz die Todten von Friesach; erst als sie sich schämten, daß die Wendin ihre Stammmutter war, da erzählten sie ein Mährlein von ihrer Ahnmutter, die habe in kinderloser Ehe mit ihrem Herrn gelebt, sei krank geworden und als eine Todte begraben worden; Diebe seien ins Grabgewölbe gebrochen, um die Leiche zu berauben,

sie aber sei wieder erwacht, als sie ihr hätten den Trauring vom Finger reißen wollen; entsetzt vor der Wiederauflebenden seien die Diebe geflohen, sie aber wäre in ihres Mannes Haus zurückgekehrt. Darauf habe sie ihrem Gatten Kinder geboren, die dann die Söhne der Todten genannt wurden. Das aber ist ein Mährlein vom Stolz ersonnen, um die Abkunft von einer gewesenen leibeigenen Magd zu übertünchen, in Wahrheit heißen sie die Todten, weil sie von einer Wendin stammen, die leibeigen und todt war, bis sie ihr Gemahl durch die Ehe aus dem Tode zum Leben der Freiheit erhub. Nun, Junker von Poley, ich bin eines Stammes mit der Ahnfrau der Todten von Friesach, ich bin ein mal zu spät gekommen, den Vater zu retten, ich bin das andere mal zu spät gekommen, die Mutter zu retten, aber das dritte mal bin ich nicht zu spät gekommen, ich habe die Rache für den Sohn gerettet!"

„Ihr könntet Euch täuschen, Teufelsschmied!" murrte der Junker.

„Oho," lachte der Greis grimmig, „meine Rache hat schon begonnen; in Angst und Sorge werdet Ihr leben, weil Ihr nun wißt, daß Ihr keine Stunde vor der Rache des Knaben sicher seid, Ihr wer-

det keine ruhige Stunde mehr haben, oh! ich kannte seit Jahren Eure Pläne, ich bewachte das Kind, aber ich wußte, daß Ihr es nicht tödten würdet, weil ihr es in teuflischer Bosheit als einen Bastard, als einen Bettler ins Leben werfen wolltet; die Unmenschlichkeit Eurer Rache hat Euch in ein Netz verstrickt, so daß Ihr jetzt wehrlos meiner Rache preisgegeben seid. Das ist Alles. Nun will ich gehen, ich will Euch allein lassen mit Eurer Angst, mit Eurer Seelenangst und den Geistern der Gemordeten, die Euch umschweben!“

Der Schmied ging hinaus, der Junker hörte seine langsamen Schritte draußen im Saal, schaudernd fühlte er, daß die Angst über ihn kam, von welcher Boldewyn gesprochen — furchtbar wurde die Einsamkeit um ihn, er wollte sich wehren gegen ihre Schrecken, aber umsonst, es war als hätten die Worte Boldewyns wirklich die Gespenster wachgerufen; er schrie, er rief den Hufschmied zurück, der aber hörte ihn nicht; der Junker lauschte, er vernahm keinen Ton mehr, Stille, tiefe Stille umgab ihn und vor Entsetzen klappten seine Zähne zusammen.

„Wundfieber, es ist Wundfieber!“ sprach der

Junker gegen sein Entsetzen kämpfend, aber er erschrack vor dem Ton seiner eigenen Stimme.

Er versuchte sich aufzurichten, aber er vermochte es nicht und sank schmerzlich stöhnend, zurück.

Draußen war heller Tag, ein wunderschöner Maientag.

Bis zum Mittage lag der Junker so, die Augen starr auf das einzige schmale Fenster und den matten Lichtschimmer gerichtet, der in sein einsames Gemach fiel, und es allein noch erhellte, denn das Feuer im Kamine war längst erloschen. Aber auch von dem Fenster mußte er oft schaudernd das Antlitz abwenden, denn dort erschien ihm bald ein blutig Haupt mit klaffender Wunde, bald ein todtbleiches, abgehärmtes Frauen-Antlitz, schattenhafte Gestalten, die ihm dräuend zunickten.

Endlich, es war um die Mittagszeit, hörte der Junker Schritte im Saal, er seufzte erleichtert auf, und als die Stimme seines Knechtes in das Closet rief: „Euer Mittagsessen, Herr!“ da fand der Mann Muth und Kraft wieder.

„Tritt herein, Thimme,“ befahl er, „führe mich heraus in den Saal, ich kann nicht allein, bin gefallen und habe mir den Fuß verengt!“

Unter großen Schmerzen, die er aber muthig verbiß, kam der Junker in den Saal und an den Tisch, wo sein Mahl aufgetragen war. Eine Schüssel mit Mehlbrei, ein großes Stück Salzfleisch, ein Brod und ein paar Käse. Dazu eine große hölzerne Kanne voll Bier und ein Krug mit Meth, vor welchem der silberne Trinkbecher stand.

Als der Junker saß, faßte er zuerst die hölzerne Bierkanne mit beiden Händen und that einen gewaltigen Zug; es sah aus, als werde er die Kanne nicht wieder absetzen, bevor sie leer sei. Verwundert sah der Knecht seinem Herrn zu, denn dieser war bei Tage immer mäßig, wenn er auch nicht leicht am Abend ohne einen schweren Rausch sich niederlegte.

Nach dem gewaltigen Trunke fürchtete sich Paridam Torban nicht mehr vor Gespenstern, sondern machte sich mit gewaltigem Appetit an den Mehlbrei und das Salzfleisch.

So lange der Junker gegessen, hatte er nicht gesprochen, als er nun aber ganz behaglich seine Käse verzehrte und Meth dazu trank, auch innerlich über seine Furcht spottete, da begann er zu dem Knecht zu reden.

„Ist unten was vorgefallen, Thimme?“

„Der Wirth aus dem Galgenkrug hat ein gut stark Kalb gebracht, wenn Ihr's nehmen wollt für den Zins!“

„Wirds gestohlen haben, aber das geht mich nichts an?“ erwiederte der Herr „laß ihn sein Kerbholz bringen, es soll damit gut sein!“

„Ihr habt keinen Schaden dabei, Herr!“ meinte der Knecht.

„Das will ich auch nicht, was weiter?“

„Der Schmied Boldewyn hat mir gesagt, daß ich die Leiche mit dem Schimmel heut gegen Abend nach dem obern Kirchhof fahren soll!“

„Ist in Ordnung,“ erwiederte der Junker, „wenn Leute kommen zur Begleitung, sollen sie Bier und Brod haben!“

„Das wird Euch keinen Schaden thun, Herr,“ lachte der Knecht, „es wird Niemand zur Begleitung kommen!“

„Ist nicht meine Schuld!“ versetzte der Junker, „nun aber zieh mir den Stiefel von dem verdammten Knochen, der wie die Hölle brennt!“

Das ging so leicht nicht, der Junker stand arge

Schmerzen aus und mußte sich endlich den Stiefel herunter schneiden lassen.

„Das sieht bös aus, Herr!" meinte der Knecht kopfschüttelnd, „ich will Euch einen Umschlag machen, oder soll ich den Pater rufen, der bei der Leiche ist?"

„Ruf den Pfaffen, er ist hier nützlicher, als bei der Leiche, aber bring mehr Bier, ich bin durstig und der schwarze Bruder wird auch unser Bier nicht verachten!"

„Er hat schon zwei Kannen!"

„Solche Pfaffen lob ich mir!"

Der Dominicaner verstand, wie viele Geistliche damals, etwas, wenn auch nur wenig, von der Heilkunst, er machte dem Junker Umschläge, schwatzte und trank mit ihm bis an den Abend, bis in die sinkende Nacht hinein.

Unterdessen hatte Thimme mit den andern Knechten und den Mägden des Hofes die Leiche in das Leilach gewickelt und mit einem Bunde Stroh auf einer Schleife festgebunden. Als die Dämmerung kam, brachte er seinem Herrn noch vorsorglich erst ein paar Kannen Bier und fuhr dann die Leiche fort, indem er mit schwerem Haupt neben dem

Pferde herhing. Wie er vorausgesehen, war kein Mensch zur Leichenbegleitung gekommen, der von der Freigebigkeit des Junkers hätte Gebrauch machen können. Desto besser hatten es sich die Knechte und Mächte schmecken lassen, denn solche Freigebigkeit war nicht alltäglich auf dem Poleyer Hof. Für gewöhnlich herrschte dort Schmalhans und es gab knappe Bissen für Alle, diese und jene hübsche junge Magd vielleicht ausgenommen, welcher der Junker grade seine Gunst zuwendete. Knechte und Mägde lagen bald auf dem Stroh, um ihren Rausch auszuschlafen, selbst der Knecht, der mit Messer und Speer die Wache zu halten hatte, stand am Zaun in eine Ecke gedrückt und schlummerte. Nur oben im Saal saß der Hausherr noch bei der Kanne frisch und konnte es nicht zu dem Rausche bringen, nach welchem er sich sehnte, denn mit dem Abend war auch seine Angst wieder gekommen und sein einziger Trost war der Dominicaner, der bei ihm zu bleiben versprochen, der mit ihm aß und trank und ihn ganz wohl mit lustigen Schwänken unterhielt.

Als Thimme mit der Leiche sich dem Burgfrieden näherte, entschwand mehr und mehr der schwere

Bierrausch, es wollte dem Kerl bange werden bei der großen Stille ringsum und die Bäume sahen aus wie lauter Riesen, welche ihre Arme nach ihm ausstreckten. Es war ihm eine große Freude und gewaltige Erleichterung, als die Stimme des Hufschmiedes ihn begrüßte. Ottoken und Werner nahmen die Leiche von der Schleife und trugen sie fort. Boldewyn und Engelke gingen hinter her. Thimme aber hielt sich keinen Augenblick länger auf, er stieg auf den Schimmel, trieb ihn an und trabte davon. Unterwegs aber fing er gar an laut zu sprechen, obgleich das sonst gar nicht seine Sache war, aber die Furcht ist der beste Sprachmeister für Jeden, der kein ganz heiles Gewissen hat und bei Nacht durch die einsame Haide fährt.

Es konnte aber keiner ein heiles Gewissen haben, der dem Junker von Poley diente.

Unterdessen hatten Werner und Ottoken die Leiche der treuen Ilse in das Grab gelegt, das sie beide schon am Nachmittage gegraben; die Vier gaben sich die Hände und beteten also, daß der Hufschmied das Gebet vorsprach, die drei jungen Leute aber sprachen ihm nach Satz für Satz.

Dann warfen sie das Grab zu und beteten drei

Vaterunser Jeder, darnach wollten sie heimgehen, Boldewyn aber winkte Werner bei Seite, zeigte auf einen wilden Apfelbaum, der dicht dabei stand und sprach: „Unter diesem Baum liegt deine Mutter begraben, mein Sohn!"

Er ließ den jungen Menschen stehen und ging mit seinen Enkeln weiter, beim letzten Grabe blieb Engelke zurück und der Schmied schien es nicht zu bemerken, eine ziemliche Strecke weiter, beim Burgfrieden blieb auch Ottoken stehen; es hing eben Eins am Andern — Boldewyn aber ging allein zur Schmiede hinab.

Der Alte wußte wohl was er that, daß er dem Sohne jetzt das Grab der Mutter zeigte, er leitete ihn auf die Fährte der Rache.

Als der junge Mensch nach einer Viertelstunde etwa vom wilden Apfelbaum herüberkam, da sah er im Dämmer der Frühlingsnacht Engelke auf einem eingesunkenen Grabe sitzen. Das Mädchen hatte den Kopf in die Hände gestützt und war eingeschlafen. Er hub es hastig in seine starken Arme auf und trug es einige Schritte weit, bevor es völlig erwachte.

„Laß mich, Werner, laß mich herunter!“ bat sie, leise sich sträubend.

„Dummes Kind“, antwortete er, „Du bist auf einem Grabe eingeschlafen, ich muß Dich ein „Vaterunser“ weit tragen, sonst findet der Geist des darunter Begrabenen Deine Spur und hat Macht über Dich!“

Engelke nickte, schlang ihre Arme um seinen Hals und ließ sich tragen, viel weiter als ein Vaterunser gedauert hätte. Und er hätte sie noch weiter getragen, wenn sie nicht auf Ottoken gestoßen wären, der auf dem Rücken lag und laut schnarchte. Sie weckten ihn mit Mühe und gingen mitsammen zur Schmiede.

Fünftes Capitel.

Wohlauf! Wohlhin!

So gewaltig stark, Jeder in seiner Art, *nun* auch die beiden Männer waren, deren einsamen Kampf wir in unserm letzten Capitel geschildert haben, die furchtbare Aufregung des Kampfes selbst und die begleitenden Umstände waren von traurigen Folgen für Beide.

Der Junker hatte seinen Zustand wohl noch durch das wüste Trinkgelage mit dem Dominicaner verschlimmert; er lag mehrere Tage in den entsetzlichsten Fieberphantasien und sprach so furchtbare Dinge, daß Thimme, sein getreuer Knecht, Jedermann von ihm entfernte und nur den Brauer Heydenreich, einen tauben, trunkfälligen Burschen, bei ihm zuließ. Auch als der Junker wieder

zum Bewußtsein kam, konnte er noch lange sein Lager nicht verlassen, denn der aus dem Gelenk gedrehte Fuß war unförmlich geschwollen und bereitete ihm so furchtbare Schmerzen, daß er stundenlang schrie und jammerte. Der Zustand dieses Mannes war jammervoll im höchsten Grade, denn wenn ihm seine Schmerzen Ruhe ließen, dann begann ihn die Angst zu plagen, die Angst in allen Gestalten. Aus der gemeinen Angst des Geizigen um sein Hab und Gut, das er zu Grunde gerichtet glaubte, weil er an sein Lager gefesselt, nicht selbst nachsehen könne, gerieth er oft ganz plötzlich in die Angst vor der Rache Werners, und wenn der Abend dämmerte, umringten die Schreckgestalten, von seiner Seelenangst hervorgerufen, immer dichter sein Lager. Er hatte strengen Befehl gegeben, ihn vom Einbruch der Dunkelheit an bis zum Aufgang der Sonne niemals allein zu lassen und nur ein so blöder Trunkenbold, wie der arme Heidenreich, war im Stande, die furchtbaren Stunden mit dem Junker zu durchwachen. Selbst dem Thimme, der den Finger im Mund, so Manches gleichgültig mit angesehen, kam öfter ein Grausen an, das ihn aus dem Saal trieb, wo der Junker lag und ihn zwang,

Trost und Stärkung auf dem Boden der Bierkanne zu suchen, die zur Zeit immer gefüllt für ihn in Bereitschaft stehen mußte.

Mit seiner Angst über die Verwahrlosung der Wirthschaft hatte der Junker übrigens vollkommen Recht, denn in seinem Hause ging es wirklich drunter und drüber; was in Haus und Feld noch gethan ward, das wurde nachlässig und unordentlich betrieben, es überarbeitete sich Niemand, Knechte und Mägde thaten was sie Lust hatten und sie hatten mehrentheils keine Lust etwas zu thun, sie zehrten von den stattlichen Vorräthen und verlachten den Thimme, wenn der sich mal ein Ansehen geben und Etwas anordnen wollte. Freilich wurde fast täglich eine Execution vollstreckt, denn Thimme schleppte bald diesen bald jenen Knecht, bald diese bald jene Magd hinauf in den Saal, wo sie von dem Junker jämmerlich geprügelt wurden; es wurde damit aber nichts gebessert, auch betrachtete es Thimme gar nicht so, denn er selbst fand viel zu viel Geschmack an dem faulen liederlichen Leben, die treue Seele aber wollte dem armen, kranken Herrn doch eine kleine Ergötzlichkeit bereiten und er wußte, daß der Junker immer am zufriedensten war,

wenn er eigenhändig eine Execution mit der Peitsche vollziehen konnte.

Diese Zustände auf dem Poleyer Hof waren im Dorfe kein Geheimniß, aber die Hintersassen nahmen keinen Antheil daran, die meisten freuten sich laut, daß dem harten, geizigen Herrn ein Unglück passirt war und daß seine Wirthschaft in Verfall gerieth. Mehr oder minder suchten fast alle Dörfler Nutzen aus der Verwahrlosung, die auf dem Hofe herrschte, zu ziehen und selbst die Rechtlichsten, denen das Wesen, was da im Schwunge ging, ein Gräuel war, dachten gar nicht daran, dem verhaßten Junker zu helfen.

Das waren die Folgen des Kampfes für den Junker, aber auch der starke Schmied Boldewyn war nimmermehr derselbe seit jenem Tage; wohl hatte ihn zuvor schon die Last der Jahre gedrückt, aber er hatte sie eben tragen können. Seit jenem Tage wurde ihm nicht nur das Aufstehen schwerer wie bisher, sondern auch das längere Stehen fiel ihm unmöglich, er vermochte sein Schmiedewerk nicht mehr zu treiben. Anfänglich versuchte er's noch ein paarmal, es ging aber nicht mehr, da legte er kopfschüttelnd seinen Hammer hin, band das Schurz-

fell ab und legte sich ohne zu murren auf einen glatten Stein vor der Schmiede, der fast den ganzen Tag von der Sonne beschienen wurde. Am Abend führten ihn die jungen Leute hinein und ließen ihn auch die ganze Nacht hindurch am Feuer liegen. Er beklagte sich über nichts, das war seine Art nicht, sagte auch nicht, daß er Frost spüre, aber er lächelte dankbar, wenn man ihn an's Feuer brachte, und man sah's ihm an, daß ihm der heiße Feuerstrahl wohlthat. Am Tage sprach der Greis überhaupt fast gar nicht, er bewegte aber die Lippen und hielt dabei immer einen Rosenkranz von hölzernen Kugeln in den Händen, welcher einst Engelke's Mutter gehört hatte. Wenn aber die Abendstunden kamen und die jungen Leute in der Schmiede um ihn her lagen, dann erzählte er in alter Weise und führte, ganz wie ehedem, seltsame Reden mit Werner allein, wenn seine Enkel schliefen.

Die Schmiedearbeit vollbrachten Ottoken und Werner mit leichter Mühe, es gab eben nicht allzuviel zu thun und Werner hatte Zeit genug, ganz wie früher mit Engelke durch die Haide zu schweifen, sein Wild zur bessern Nahrung für den Alten zu fangen, sich an einer lustigen Stelle zu lagern und dort aller-

lei Reden zu führen, von denen Engelke herzlich wenig verstand, die sie aber mit wahrer Glückseligkeit anhörte, denn es klang ihr Alles, was Werner sagte, wie eine Musik, wie die Jagdhörner in der Ferne, denn das war die einzige Musik, die Engelke je gehört. Ottoken wanderte jetzt noch seltener mit wie früher, denn Einer mußte doch in der Schmiede sein, wenn unversehens etwa Einer kommen sollte, welcher des Schmieds bedürftig, das kam aber beinahe nicht vor. Werner nickte nur ernsthaft, wenn Ottoken ihm ohne Worte zu verstehen gab, daß er daheim bleiben wolle, über Engelke's Antlitz aber ging dann immer ein Zug von Befriedigung. Das Mädchen sah es gern, wenn sie mit Werner allein gehen konnte, es war in ihrem jungen Herzen eine Regung von Eifersucht gegen den Vetter, sie wollte allein Werners Vertraute sein, sie wollte sein Vertrauen mit Niemandem theilen, auch mit Ottoken nicht, so gut sie dem braven Burschen auch sonst war. Ueberdem war Werner schweigsam, sobald Ottoken bei ihm war, er redete nur, wenn er mit Engelken allein war und Engelke hörte ihn so gern reden, wenn er die Zukunft malte mit feurigen Worten, ja, es gefiel ihr um so besser, je weniger

sie davon verstand. Auch pflegte Werner nur wenn er mit ihr allein war, ihr die Wange mit der verkehrten Hand zu streicheln und Engelke sehnte sich so nach dieser Liebkosung, daß sie oft die Zeit nicht erwarten konnte, mit dem Freund allein zu sein; war sie es aber, dann wußte es die listige Kleine schlau genug anzufangen, so daß sie niemals um diesen unschuldigen Liebesgenuß kam. Sonst hatte ihr Werner oft genug auch in Ottokens Gegenwart die Wange gestreichelt, jetzt that er's nie mehr, sicherlich ohne weitere Ueberlegung, auch Engelke dachte dem Grunde weiter nicht nach, es war ihr aber ein süßes Gefühl, daß Werner seine Zärtlichkeit für sie verstecke, selbst vor Ottoken; es war ein Geheimniß zwischen ihr und dem Jugendfreund, an welchem sie mit eben so unschuldsvoller Zärtlichkeit, wie wahrhafter Bewunderung und beinahe religiöser Verehrung hing.

Das liebe, einfältige Kind hatte sich so daran gewöhnt, immer mit Werner zu gehen, daß sie sorgsam auf den Augenblick des Aufbruchs lauerte und dann wie ein Hündchen neben ihm oder vor ihm herlief.

Auch heute hatte Engelke ihren Freund belauert

und sprang fröhlich auf, als dieser seinen Jung-Eichenstab ergriff; sie zuckte erschrocken zusammen, als Werner ihr winkte, sie möge zurückbleiben, ihr Gesicht verzog sich schmerzlich und Thränen schossen ihr aus den Augen. Werner sah einigermaßen betroffen in das kleine Schmerzensgesicht, er überlegte eine Weile ernsthaft, wie seine Art war, dann winkte er dem Kinde zu, faßte es an der Hand und verließ mit ihm die Schmiede.

Glückselig aber ging Engelke an Werners Hand, die Thränen waren längst getrocknet, aber der Weg ging nicht weit, denn am Rande der Haide blieb Werner plötzlich stehen und sprach mit weicher Stimme: „ich kann Dich heut nicht mit mir nehmen, mein Engelke, der Großvater hat mir letzte Nacht gesagt, daß ich allein gehen soll, Du darfst aber nicht weinen, ich bin vor Abend wieder in der Schmiede!“

Engelke nickte verständig, sah ihn dabei aber so lieb an aus den einfältigen braunen Augen, daß Werner plötzlich seine Arme um ihren Nacken schlang, und einen heißen, heftigen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Dann sprang er, beschämt über das was er gethan, in das Dickicht und jagte durch die Haide.

Engelke stand erschrocken mit großen Augen und offenem Munde da, sie sah rührend einfältig aus; eine tiefe Röthe färbte allgemach ihr Antlitz, dann blickte sie scheu um sich und schüttelte ihr Köpfchen bedenklich. Sie strich sich mit der Hand über die Stirne und that einige Schritte, ganz ohne Willen in der Richtung, in welcher Werner verschwunden war, wo sich die Büsche noch bewegten.

„Wohlauf! Wohlauf! Jo, ho!" klang es von fern herüber.

Das war Werners Ruf und Gruß.

Engelke lachte mit dem ganzen Gesicht, sie machte die kleine Hand hohl, setzte sie an den Mund und rief: „Wohlhin! Wohlhin! Jo, ho!"

Und die helle Stimme des Mädchens schmetterte so kräftig, daß nach kurzer Pause der Gegenruf scholl: „Jo, ho! jo, ho!" zum Zeichen, daß Werner sie vernommen.

„Er hat mich gehört!" rief Engelke vergnügt, der Kuß war vergessen und heitern Sinnes trabte sie nach der Schmiede zurück. Als sie aber näher dahin kam, da fiel ihr der Kuß wieder ein, sie

fühlte ihr Herz beklemmt, es war ihr so bange zu Sinne, sie fühlte die Füße schwer werden und warf sich endlich unter einem Schlehdornbusch nieder und Thränen schossen aus ihren Augen.

Warum weinte das Kind? Engelke wußte es selbst nicht, die Thränen aber erleichterten das gepreßte Herz, Engelke schlief ein unter dem Schlehdorn und die Vögel sangen über ihr. Sie aber hatte einen herrlichen Traum, denn sie ging im Traum mit Werner über die Haide und Werner küßte sie wieder.

Wir lassen das Mädchen unter dem Schlehdorn träumen und folgen dem jungen Gesellen, der durch die Haide hinfährt in jenem Schritt, der Allen eigen, die es gewohnt sind, große Strecken in kurzer Zeit zurückzulegen. Werner lief länger als eine Stunde, ohne daß die Elasticität seines Schrittes nachgelassen hätte, obwohl die Sonne hoch stand und eine schwüle Hitze über der Haide brütete. Sein ernsthaftes Gesicht hatte einen kühnen Ausdruck, er wußte nichts von dem Schweiß, der von seiner Stirne troff. Einer letzten Regung knabenhafter Scham folgend, war er in die Büsche gesprungen, als er Engelke geküßt; er war aber noch

nicht weit, als er sich seines Kusses lebhaft erfreute und bald war er stolz auf denselben, wie auf eine Heldenthat und nahm sich vor, von nun ab Engelke recht oft zu küssen.

Der erste Kuß hatte auf ihn eine ganz andere Wirkung gemacht, als auf das Mädchen, das ging hin, träumte und weinte, er stieß einen wilden Jagdruf aus, er fühlte sich nach diesem Kusse stärker und männlicher, seine Männlichkeit sprengte mit diesem Kuß das letzte Band knabenhafter Blödigkeit. Aber eben weil es so war, darum schweiften seine Gedanken auch bald genug ab von dem Mädchen und wendeten sich der ernsten Aufgabe zu, über welcher er brütete, seiner Rache. Finsterer Groll verdüsterte sein Antlitz, er lechzte nach Rache an dem Junker von Poley; die dunkeln Reden des alten Hufschmieds hatten ein Feuer in ihm angefacht, welches durch keine sittlichen Vorstellungen zurückgehalten, sein junges Herz durchflammte — er mußte ein Mann sein, denn er war der Rächer.

„Geh getrost von hinnen, mein Sohn", hatte Boldewyn zu ihm in jener Nacht gesagt, „der Junker kann Dir nicht entrinnen, meine Hand hat ihn fest gemacht hier, Du aber mußt fort, mußt als ein

Ritter heimkehren, als ein Ritter wie Dein Vater war und dann wirst Du die Rache vollenden!" Und in der letzten Nacht hatte der Greis wie seine Art war, zwischen allerlei Geheimnissen der Jägerei und des Schmiedewerkes zu ihm gesprochen: „mein Sohn, Du mußt morgen allein hinauf gehen nach Lahntop und mußt zu Ehlert Voigt, den Aeltern sprechen, Schmied Boldewyn schickt mich, weil Ihr ein Zeichen für mich habt!"

Werner befand sich auf dem Wege nach Lahntop, er war oft dort gewesen mit Ottoken und Engelke, aber er war nie in das Schloß hineingegangen, weil sich der Edelmannssohn seiner Zerlumptheit und Verwilderung schämte vor Leuten höheren Standes. Er hatte auch die beiden Ehlerts, die Voigte, oft genug gesehen, aber nie mit ihnen gesprochen. Wohl aber wußte er, daß die Voigte des Schmiedes Freunde waren und Ottoken wie Engelke hatten oft genug Botschaften nach Lahntop zu bringen. „Du mußt Alles thun was Dir der Voigt räth, mein Sohn" hatte der Schmied oft zu ihm gesagt, „der ist Dein Freund und wird Dir beistehen in Deiner Rache!" Es war für Werner ein Großes, daß er heut mit dem Voigt reden sollte, zum ersten

Male mit einem Manne höhern Standes reden, denn die Voigte wurden in der ganzen Gegend wie Edelleute betrachtet. Eine Viertelstunde etwa war er noch von Lahntop entfernt, da warf er sich unter einem Baum nieder, um noch einmal zu überlegen, wie er den Voigt anreden solle, denn Boldewyn hatte ihm Alles genau gesagt.

Kaum aber lag er da, als er scharf aufhorchte, denn in geringer Entfernung nur vernahm er eine Stimme, welche wohltönend ein Jägerlied sang; das war selten in jener Zeit, das Volk in den Marken sang nicht; aber an den Höfen der glorreichen Askanier war gesungen worden, dort war für die fahrenden Sänger, für das ganze Volk der Gehrenden immer offene Tafel gewesen und Markgraf Otto mit dem Pfeil gehörte gar selbst zu dem Dichter=Orden der Minnesänger. Unter den Leuten höherer Stände hatten sich wohl noch Gesänge aus der askanischen Zeit erhalten. Werner hatte noch nie singen hören, er lauschte entzückt, er verstand die Worte und der Gesang drang schmeichelnd in seine Seele.

Das Jägerlied aber, eins der ältesten, die wir haben, lautete:

„Es jagt ein Jäger wohlgemuth
Er jagt aus frischem freien muth
Wohl unter eine grüne linde,
Er jagt derselben Thierlein vil
Mit seinen schnellen winden.

Er jagt über Berg und tieffe Thal,
Ueber ein stauden und überall,
Sein hörnlein thut er blasen.
Sin Lieb unter einer stauden saß
That auf den Jäger losen.

Er schweifft sein Mantel in das gras
Er bat sie daß sie zu im saß,
Mit weißen Armen umfangen.
So gehab Dich wohl mein Tröfterin
Nach Dir steht mein Verlangen.

Hat uns der reiff hat uns der schne
Hat uns erfrört den grünen kle,
Die Blümlein auf der haiden;
Wo zwey Herzen liebe sind,
Die Zwei soll Niemand scheiden.

Der uns das Liedlein vorgesang,
Ein freyer Jäger ist er's genannt,

Er hats gar wohl gesungen,
Zu Augsburg geht er ein und aus,
Es hat ihm wohl gelungen!"

Als der Sänger ausgesungen, stieß er schallend in sein Hiffthorn, daß die Hunde klaffend einfielen. Werner aber sprang auf, denn er kannte das Geläute der großen grauen Rüden der Voigte von Lahntop.

Kurz darauf schlugen die Rüden in dumpfen Tönen an, die Büsche im dichten Unterholz rauschten und die beiden mächtigen Grauen brachen heraus, sie kamen in gemäßigtem Lauf gegen Werner an und standen endlich vor ihm, ihn mit der vollkommenen Grandezza wohlerzogener Herrenhunde als Freund begrüßend; sie ließen es sogar sehr gütig zu, daß Werner seine Hände auf ihre gewaltigen Köpfe legte und bewegten schweigend zustimmend die prächtigen Ruthen leise.

Es dauerte noch eine ziemliche Weile, dann knackten die Zweige und Ehlert Voigt, der Aeltere, brach durch die Gebüsche, indem er laut ausrief: „beim heiligen Blut von Wilsnack! wer kann das sein? mit wem hier sind meine Grauen so gutfreund?"

Als der Voigt hervorkam und den zerlumpten jungen Menschen sah, blieb er einen Augenblick überrascht stehen, auch schien es nicht eben Freude zu sein, was in seinen Augen leuchtete, als er näher tretend Werner erkannte.

Werner maß den Voigt mit einem langen Blick, dann sprach er ernst: „ich bin gekommen um mit Euch zu reden, Voigt!"

„Du sollst, Ihr sollt mir willkommen sein!" lautete die zögernde Entgegnung des Voigtes, der alsbald sich entschloß, den jungen Menschen nicht mehr als einen Knaben zu behandeln, so sehr faßte ihn Werners Blick.

„Schmied Boldewyn sendet mich zu Euch," fuhr Werner fort, „weil Ihr ein Zeichen für mich habt!"

„Ich habe ein Zeichen für Euch," versetzte der Voigt sichtlich überrascht, dann sprach er leise vor sich hin, „so ist es also jetzt mit ihm dahin gekommen!"

„Ihr müßt mit mir nach Lahntop gehen, Werner", wendete er sich an den jungen Menschen „dort will ich Euch das Zeichen geben, das ich für Euch habe!"

Der Voigt wendete sich und ging des Weges zurück, den er gekommen, Werner folgte ihm und die Hunde auch, aber tiefes Schweigen bewahrten die Viere, und so laut auch die Haide um sie her jubilirte, so wenig achteten sie darauf, weil sie ihre Gedanken hatten.

Auf dem ganzen Wege wurde kein Wort gesprochen, als sie aber aus der Haide heraustraten und Schloß Lahntop vom hellsten Sonnenschein beschienen vor ihnen lag, da blieb Ehlert Voigt stehen, legte die schwere Hand mit einem festen Druck auf die Schulter seines Begleiters und sprach mit einem stolzen Ausdrucke: „Seht da, Werner, ist Schloß Lahntop nicht ein stattlich Haus? Es ist nunmehr das Erbe meines Stammes, ich habe Seiner churfürstlichen Gnaden Siegel und Lehnbriefe darüber und habe sie nicht in Unehren gewonnen. Wenn Ihr mal der Herr über Poley sein solltet, Werner und Ehlert Voigts Nachkommen in Bedrängniß sind, dann gedenket dieser Stunde und haltet Euch als ein guter Nachbar zu den Voigten von Lahntop! Wollt Ihr das?

„Ich will es, Voigt,“ erwiederte der junge Mann ruhig, „obwohl ich nicht weiß, wie ich jemals der Herr über Poley sein sollte!“

„Aber ich weiß es", nickte Ehlert, „und auch Ihr werdet es seiner Zeit erfahren, doch nun ist's gut, ich habe für meine Enkel einen festen Nachbarn geworben und der ist mehr werth als drei Mann Besatzung, kommt hinein!"

Sie schritten zu und traten über die Zugbrücke, deren Wächter einigermaßen erstaunt schien, seinen Herrn so früh schon heimkehren zu sehen, in den sonnigen Hof, wo die vier Buben, die Enkelsöhne des Voigts spielten, von denen drei sofort dem Alten jubelnd entgegenstürmten, während sich der Vierte vorsorglich noch nicht auf die Kraft seiner kleinen Beinchen verließ, darum aber desto lauter schreiend verlangte, der Großvater solle zu ihm kommen!

„Der muß geistlich werden, nicht Werner?" sagte der Voigt stolz und lustig auf den kleinen Kerl zeigend", was der schon mal gut schreien und befehlen kann, ich sage Euch, der wird geistlich!"

Dann schüttelte der zärtliche Großvater die Burschen ab, die sich an ihn gehängt hatten, mit derselben Bewegung ungefähr, mit welcher ein starker Keuler im Sumpf die Saupacker abschüttelt, die sich an ihn gehängt; hierhin und dorthin flogen die

Buben, das aber war eben die rechte Lust, doch verstanden sie die Meinung zugleich und begannen sofort ihr Spiel mit den großen grauen Hunden, welche bald mit würdevoller Herablassung die Liebkosungen der Knaben entgegennahmen, bald sie mit täppischer Zuthunlichkeit erwiederten. Hund oder Großvater, den Kindern wird Alles zum Spiel.

Der Voigt schritt mit seinen Gefährten nicht zum Wohnhaus, sondern zu dem Thurme zur rechten Hand, welches der Kreuzthurm genannt wurde, weil über der kleinen, durch einen Strebepfeiler versteckten Thür, ein ziemlich ungeschickt in den Stein gehauenes Kreuz sichtbar war; der Thurm zur linken hieß der Adlerthurm, weil man in halber Höhe einen steinernen Wappenschild mit dem brandenburgischen Adler sah.

Der Voigt stieg bis zum obersten, dem dritten Stockwerk hinauf auf einer schmalen Wendelstiege und führte seinen jungen Begleiter in eine enge Kammer, wo er ihn zu warten bat, während er selbst in das größere Nebenzimmer trat. Jedes Stockwerk des Thurmes bestand aus einem großen Gemach und mehreren Nebenkammern.

Werner trat an das Fenster, dessen Blendläden

von starkem Eichenholz zurückgeschoben waren und blickte hinaus; da hatte er einen Anblick, der sein Herz erfreute, mehr erfreute, als es das schönste Landschaftsbild gethan hätte, er sah nämlich, so weit sein Auge reichte, nichts als grüne Haide vor sich, es wogte vor ihm ein Meer von grünen Blättern, auf das die Sonne glänzend niederschien, über das der Wind leise hinwehte und die grünen Wellen kräuselte und bewegte. Prächtig setzten die Striche des metallisch glänzenden Kieferholzes gegen den Laubwald ab.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Mark nur Nadelhölzer hat, sie hat auch prächtige Laubwälder; jetzt hat wohl das Nadelholz das Uebergewicht, im fünfzehnten Jahrhundert aber herrschte das Laubholz noch vor.

Obwohl Werner nicht jene ästhetische Bildung hatte, welche zum Verständniß für das Malerische einer Landschaft nothwendig, diese Bildung war im fünfzehnten Jahrhundert überhaupt sehr selten, so fühlte er doch den Eindruck, den dieses weite grüne Meer auf ihn machte und zwar war der Eindruck um so stärker, als er ein ganz neuer war. Berge gab es in der Mark nicht, auf einen Thurm war er noch

nie gestiegen, er hatte überhaupt in seinem Leben noch nie so hoch gestanden, wie in diesem Augenblick. Der Eindruck war ein tiefer, ein unauslöschlicher, er sollte ihn durch sein ganzes Leben begleiten.

Nur wenige Minuten war der Voigt im Nebengemach gewesen, jetzt trat er wieder hervor und reichte dem jungen Menschen einen schweren goldnen Reifen mit einer herzförmig geschnittenen Platte, auf welcher die Figur eines Bären sichtbar.

„Das ist das Zeichen, welches ich Euch geben soll, Werner," sprach der Voigt ernsthaft, „Eure Mutter ist's, die mir das Zeichen anvertraut hat; damit sollt Ihr, wenn Ihr achtzehn Jahre voll habt, auf den Dom nach Brandenburg gehen und sollt das Zeichen dem Bischof hinein schicken. Der hochwürdige Herr wird Euch vor sich lassen, Ihr sollt ihm die Papiere geben, die Ihr von der alten Ilse bekommen haben werdet und alsdann sollt Ihr thun, was der Bischof Euch anräth. Das ist's was Eure Mutter Euch entbieten läßt, durch meinen Mund. Ich weiß nicht, was Ihr jetzt zu thun habt, denn auf Sanct Clarentag über zwei Jahre erst werdet Ihr Eure achtzehn Jahre voll haben; Eure

Mutter aber hat mir befohlen, Euch das Zeichen zu geben, wenn Schmied Boldewyn es durch Euch von mir fordern lassen werde, der aber durfte es nur fordern lassen, wenn Ihr die Pergamente von der Ilse habt und er es für hochnöthig hält, daß Ihr von dannen zieht, weil er Euch hier nicht mehr schützen kann. Ich denke, die Ilse wird todt sein und mit dem Schmied Boldwyn wirds zu Ende gehen., die Lampe lischt aus, wenn sie kein Oel mehr hat; da müßt Ihr freilich fort, damit Ihr nicht dem Junker von Poley in eine Falle gerathet. Hier sind vier Goldstücke Werner, die mir Eure arme Mutter selig für Euch anvertraut hat, sie hat für Euch gesorgt und Alles bedacht, so gut sie's vermochte; Sie gab der Ilse die Pergamente und mir den Ring, der Schmied wußte Alles, gingen die Pergamente verloren, so wäret Ihr durch den Ring doch zu Euerm Recht gekommen und umgekehrt, aber freilich hat Euch Eure Mutter nur die Mittel geben können, Euer Recht zu beweisen, nehmen müßt Ihr es Euch selbst. Das bedenket, mein Sohn, verbergt das Zeichen und die Goldstücke gut; kann ich Euch sonst helfen, so sprecht und vergeßt nie, daß die Voigte Euch befreundet sind und daß

Lahntop ein offenes Haus für Euch ist. Ich darf Euch jetzt nicht mehr sagen, auf dem Dome zu Brandenburg werdet Ihr Alles erfahren und kommt Ihr einst wieder in dieses Land, wenn ich vielleicht längst unter der Erde liege, geht nicht an Haus Lahntop vorbei, dieses Haus ist Euer Freund, mag nun der Sohn oder der Enkel vom alten Ehlert drin walten!"

Das war eine lange Rede; Werner zog die Tasche mit dem Pergament unter seinem Kittel hervor, barg die in ein Stück feines Leder gewickelten Goldstücke, die Kaiser Carls IV. Gepräge trugen, mit dem Ring darin, nestelte Alles sorgfältig zu und versteckte es wieder. Als das aber geschehen, da sprach der Voigt: „nun kommt, Werner, laßt uns einen derben Trunk thun auf Eure Fahrt in's Leben hinein!"

Sie gingen hinunter, unten aber rief der Voigt: „in's Haus, geht in's Haus, Werner, ich will Euch selbst den Trunk holen!"

Der Voigt stieg in den Keller unter dem Kreuzthurm, Werner ging ruhig zu der Thür des Hauses, auf der Schwelle aber trat ihm die „Frau" entgegen und hinter ihr stand ihr Mann Ehlert Voigt, der Jüngere. Der nickte dem jungen Menschen mit

der ihm eigenen finstern Freundlichkeit zu, Lieske aber, welche Werner noch nie gesehen, wir haben schon bemerkt, daß der stolze Knabe nie im Schloß Lahntop gewesen, Lieske aber schaute ihn mit ganz seltsam verwunderten Blicken an.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sprach Werner.

„In Ewigkeit, Amen!" antwortete Lieske gewohnheitsmäßig, aber sie fuhr fort, das seltsam ernsthafte, lange, dreieckige Gesicht mit den großen blauen Augen mit sichtlichem Erstaunen zu betrachten. Erst nach einer ziemlichen Weile fragte sie: „wie heißt Ihr?"

„Werner Liborius Todt," antwortete Werner ruhig.

„Werner Liborius Todt von Friesach!" wiederholte Lieske fast schreiend und starrte mit einem halb entsetzten, halb irren Blick auf den jungen Menschen.

Ehlert Voigt, der Jüngere, hatte sich verlegen abgewendet.

„Werner Liborius Todt von Friesach!" wiederholte Lieske sinnend.

„Ich habe nicht „von Friesach" gesagt," bemerkte Werner gehalten, „ich sagte nur Werner Liborius Todt!"

„Aber Ihr heißt Werner Liborius Todt von Friesach!“ rief Lieske heftig, „ich weiß, daß Ihr so heißt, ich habe den Namen einst gehört und oft gehört, er gehört zusammen der Name, und ich habe auch mal Einen gesehen, der so aussah wie Ihr und der Todt von Friesach hieß, ich weiß nicht wo, ich weiß nicht wann, aber ich habe Einen gesehen und den Namen habe ich so oft gehört!“

Die Frau hielt die Hand an die Stirne und sann mit geschlossenen Augen eine ziemliche Weile. Die beiden Voigte blickten sich in sichtlicher und bitterer Verlegenheit einander an, denn der ältere Ehlert war eben mit einer ledernen Flasche in der Hand zu den Andern getreten, Werner allein schien völlig kalt bei diesem seltsamen Auftritt.

„Kannst Du mir nicht helfen, Ehlert?“ wendete sich Lieske endlich mit dem rührendsten Tone der Bitte an ihren Mann.

„Ich kann nicht, mein Lieske!“ antwortete der kopfschüttelnd, ihm ging die Bitte der Frau tief in's Herz.

„Wir können nicht, Lieske,“ setzte der ältere Ehlert hinzu, „ein heiliger Eid schließt unsern Mund noch bis zum Sanct Clarentag über zwei Jahre!“

Lieske überlegte einen Augenblick, dann sprach sie: „Werner Liborius Todt von Friesach, gebt mir Eure Hand, ich bin Euere Blutsverwandte; seht, die Männer wagen nicht zu widersprechen! Gebt mir Eure Hand, ich habe noch nie in meinem Leben einen Blutsverwandten gesehen!“

Lieske und Werner gaben sich die Hand, Werners Mund sagte nichts, aber seine Augen sagten desto mehr, auch er hatte noch nie einen Menschen gesehen, der ihm blutsverwandt.

Lieske hielt Werners Hand fest und begann bitterlich zu weinen; vielleicht kämpfte auch der junge Mensch mit einer gewissen Rührung, aber sein Antlitz verrieth davon nichts.

„Das muß ein Ende nehmen!“ flüsterte der jüngere Voigt.

„Das muß ein Ende nehmen, beim Wunderblut von Wilsnack!“ setzte sein Vater hinzu.

„Es nimmt schon ein Ende, Ihr Männer!“ versetzte Lieske rasch und kämpfte ihre Bewegung mit Anstrengung nieder, „aber ich freue mich doch, daß ich mal einen Blutsverwandten gesehen habe. Kommt herein, Vetter von Friesach!“

Sie ging hinein.

„Ich bitt' Dich, Lieske," sprach ihr Mann dringend, indem er ihr folgte, „nenne ihn Werner Todt, bis an den dritten Sanct Clarentag von heut' ab, Du kannst ihn durch den Namen in die größeste Gefahr bringen!"

„Ich will meinen Vetter nicht in Gefahr bringen!" antwortete die Frau mit einem gewissen Stolz, „ich will ihn bis an den dritten Sanct Clarentag nur Werner Todt nennen, aber ich weiß doch, daß es Werner Liborius Todt von Friesach ist!"

Werner sah den ältern Ehlert fragend an, als sie hinter dem Ehepaar her in das große Gemach zu ebener Erde gingen, der aber schüttelte den Kopf bedeutungsvoll und sprach leise: „Ich habe Euch schon oben gesagt, daß Haus Lahntop Euch immer offen und befreundet sein wird und ich habe Euch schon draußen gebeten, den Voigten von Lahntop in alle Zeit ein guter Nachbar zu sein!"

Damit traten sie ein, der ältere Voigt stellte die große schwarze lederne Flasche mit silbernen Ringen auf den mächtigen Tisch und Lieske brachte drei blanke, zinnerne Becher aus einem Wandschrank. Langsam schenkte sie der jüngere Voigt voll, da ergriff Lieske rasch einen der Becher und sprach: „Das bringe ich

Euch, Vetter Werner Todt, auf unsere Blutsfreundschaft!"

Die Frau trank einen Schluck und reichte den Becher an Werner, der ihn nahm und auf einen Zug leerte, augenblicklich färbte dunkle Gluth seine Wangen und seine Augen flammten auf. Es war Wein in dem Becher und Werner hatte noch nie in seinem Leben Wein getrunken.

Er warf einen halb verwunderten, halb mißtrauischen Blick auf die Ehlerts, denn die Wirkung des Getränkes setzte ihn in Erstaunen.

„Es ist ein uralter Wein aus dem fernen Lande Hungarn!" sagte der ältere Voigt, welcher alsbald begriff, was Werners Miene sagen wollte.

Der junge Mann nickte, er kannte den Wein aus den Erzählungen des alten Hufschmieds.

Den zweiten Becher trank er, sorgsam das Getränk mit der Zunge prüfend, sehr langsam aus und that den Männern Bescheid. Den dritten leerte er auf das Wohl seiner Frau Muhme mit kurzen, aber passenden Worten. Lieske nickte ihm freundlich zu, die Männer aber sahen sich verwundert an, denn er hatte eine so ritterliche Art dabei, die gar nicht zu dem zerlumpten Kittel paßte.

In noch größeres Erstaunen geriethen die Ehlerts, als sie sahen, daß sich Werner beim Abschied beinahe zierlich vor Lieske verneigte, deren Hand ergriff und einen Kuß darauf drückte. Die Frau erröthete lebhaft, denn ihr war das nie geschehen, aber es war ihr dunkel, als habe sie dergleichen Zeichen von Huldigung früher wohl gesehen. Der jüngere Ehlert blickte seinen Vater an, denn auch ihm war das fremd, sein Vater aber nickte ernsthaft und sprach leise flüsternd: „Das macht das Blut, Ehlert, das Blut, er ist adelig von Vater und Mutter, aber auch unsere Nachkommen werden Edelleute sein, ihretwegen!"

Das Blut machte die adelige Sitte bei Werner nun nicht allein, sondern die Erzählungen des alten Hufschmieds; der hatte ihm erzählt, daß die fremden böhmischen, deutschen und französischen Herren den Damen also durch Handkuß gehuldigt hätten, als Kaiser Carl IV. Hof gehalten zu Tangermünde und daß die märkischen Junker es dort gelernt. Solcher Erzählung erinnerte sich Werner und so kam's, daß er der Lieske die Hand küßte.

Nach dem Handkuß hatte Werner Abschied genommen und wanderte durch die Haide zurück nach

Poley; leicht war der Schritt des Jünglings, als er durch den Wald strich, die Gedanken aber waren schwer, die er mit sich trug und oftmals schüttelte er das Haupt, wie ein edles Roß, dem man eine zu große Last aufgeladen; auch ihm wurden die Gedanken zu schwer und er fühlte Unmuth, daß er sich nicht zu befreien mochte von denselben; mehrfach versuchte er an Engelke zu denken, es ward ihm wohl und stolz zu Sinn, wenn er an den Kuß dachte, den er ihr genommen, seine Gedanken aber konnten nicht bei Engelke bleiben, wie gebannt zogen sie immer nach Lahntop zurück, zu Lieske, die seine Blutsverwandte war, die seinen ganzen Namen in ihrem Gedächtniß gefunden hatte.

Da pfiff's schrill in seine Gedanken hinein, es pfiff noch ein Mal und zum dritten Mal, Werner stand still und besann sich. „Das kann nur Ottoken sein, der auf einem Lindenblatt pfeift, der mich sucht!" sprach er leise vor sich hin. Das Zeichen hatte ihn geweckt.

Er lief in der Richtung und stieß seinen gewohnten Jägerschrei aus, sofort wurde der doppelt beantwortet.

„Hier ist Engelke, dort Ottoken!" rief Werner;

er wußte nicht, daß es der Wein war, der sein Blut übermüthig wallen ließ, er sprang durch die Büsche und wenige Minuten darauf stand er vor dem Mädchen, umfaßte es mit seinen starken Armen, hob es hoch empor, küßte es flammend und stellte es wieder auf seine Füße. Dabei aber blickte er dem Mädchen so zärtlich in's Gesicht, daß das zu erschrecken vergaß und ihm geschämig zulächelte.

Gleich darauf kam auch Ottoken zu ihnen und der ehrliche Junge merkte gar nichts von dem Küssen, sondern erzählte, daß ihn der Großvater aus der Schmiede geschickt und ihm befohlen habe, mit Engelke Werner entgegen zu gehen. Der Alte wäre sogar absonderlich gewesen, bemerkte Ottoken, er hätte ihn fast mit Gewalt fortgetrieben, er sei denn auch gegangen, habe das Engelke schlafend unter dem Weißdorn gefunden, habe es geweckt und sei mit ihm gegangen.

Bei der Erzählung seines Gefährten war Werner plötzlich sehr aufmerksam geworden, der glückliche Uebermuth schwand aus seinem Antlitz, ernst und düster blickte sein Auge und dann beschleunigte er seine Schritte so, daß Engelke fast Mühe hatte, ihm zu folgen. Als sie die Schmiede erreichten, sprang

er hastig hinein und die Drei standen vor einer Leiche.

Ottoken und Engelke begriffen nicht gleich, sie sahen bald Werner, bald die Gestalt des Großvaters an, denn der alte Hufschmied lehnte an dem Ambos und saß, wie er im Leben oft gesessen hatte.

„Es ist wie ich dachte," sprach Werner ernsthaft seinen Gefährten zunickend, „er hat es mir oft gesagt, daß er allein und einsam sterben wolle, wie es seine wendischen Väter vor ihm gethan, ich wußte, daß er nicht viel Stunden mehr zu leben hatte, da ich nun hörte, daß er Dich so jach fortgeschickt, da wußte ich auch schon, daß er sich seine Sterbestunde einsam gemacht. Auch seine Väter gingen vor ihm in den Wald und starben einsam, das war ihre wendische Sitte so, jetzt laßt uns beten für seine Seele!"

Alle Dreie fielen auf ihre Kniee und beteten, Ottoken und Engelke weinten und schluchzten dabei; Werners Auge wurde nicht naß, aber sein Schmerz war doch viel tiefer, als der der Andern, denn er fühlte, daß er einen treuen Freund, einen Mann von goldener Treue und großer Klugheit verloren.

Als sie die wenigen Gebete, welche sie wußten, ein=

fältigen Herzens ein paar Mal laut gebetet hatten, stand Werner auf und sprach: „Ottoken, Engelke, wir Drei sind nun ganz allein in diesem Leben und es ist Keiner hier, der sich um uns kümmert, wir dürfen auch nicht hier bleiben, denn diese Schmiede gehört dem Junker und er würde sie Dir nicht geben; aber der Großvater hat mir Alles gesagt, was wir thun sollen, wenn er einsam gestorben ist. Wir sollen ihm sein Grab graben oben bei'm wilden Apfelbaum, ich weiß die Stelle genau, wo er liegen wollte; dann sollen wir's dem Müller sagen, der hat versprochen, die Leiche seines Pathen hinauf zu fahren und darauf sollen wir nicht zögern und nach der großen Stadt Spandow wandern, wo der Engelke Vaters-Bruder eine Schmiede hat; der hat dem Großvater auf seiner letzten Wanderung noch versprochen, daß er das Engelke und Dich, Ottoken, bei sich behalten will; er ist ein guter Mann und der Großvater sagte, daß er auch mich zur Schmiedearbeit behalten werde, oder mir doch einen guten Rath auf den Weg weiter geben könne. Wir werden genau Alles thun, wie der Großvater es gesagt hat!"

Die Drei reichten sich die Hände.

Danach legten sie die Leiche des Schmieds Vol-

dewyn sanft auf ein Brett und trugen sie in die Nebenkammer, sie selbst aber legten sich zur Ruhe nieder, wie sie gewohnt waren. Ottoken und Engelke schliefen auch bald genug ein, nur Werner wachte und starrte in die Asche — er wußte, daß es die letzte Nacht war, daß er nie wieder in dieser Schmiede bei Nacht liegen, daß er die geheimnißvoll flüsternde Stimme des alten Boldewyn nicht wieder vernehmen werde. Er fühlte, daß ein Leben hinter ihm lag und daß morgen ein neues beginnen werde. Wohl schlich ihm ganz still und leise eine Wehmuth in's Herz, aber sie fand keine Stätte darin, denn das Herz war voll seltsamer und geheimnißvoller Hoffnungen, voll glühender Stacheln des Ehrgeizes, voll bunter Bilder und unfertiger Pläne. Der Knabe Werner war groß geworden unter dem Schatten des Geheimnisses seiner Geburt, das Geheimniß war ihm zum Theil enthüllt, hinter demselben aber tauchten neue Geheimnisse auf — eine knabenhafte, brennende Neugierde bedrängte ihn, aber mit männlicher Fassung trat er ihr entgegen; seine Kindheit in Poley war eine rauhe, armselige gewesen und doch auch eine so reiche und freie, die Jugend, die ihn so gewaltig lockte, lag

düster und verschleiert vor ihm. Er trat ein ganz Fremder in das Leben hinaus und doch kannte er's gut genug aus den Schilderungen des alten Boldewyn; hier ein Knabe, ein Kind noch, dort fast ein Mann schon, so war dieser Jüngling voller Widersprüche.

Hüte Dich, Werner Liborius Todt von Friesach, die trotzigen Seelen sind es, welche die Stürme des Lebens anlocken und zum Kampfe laden, die Stürme des Lebens, welche über die wilden und schwachen Seelen achtlos hinfahren, und dem, der sein Leben auf dunkeln Geheimnissen aufbauen muß, dem sind sie am gefährlichsten!

Am andern Morgen in der Frühe hatten Ottoken und Werner das Grab gegraben bei dem wilden Apfelbaum und Engelke war nach der Herrenmühle gelaufen, aber der Müller war über Land gewesen und so hatte er seinem Pathen den letzten Dienst nicht leisten können; die drei Gefährten aber hatten sich nicht weiter besonnen, sondern die Leiche hinaufgetragen und sie sanft gebettet in kühle Erde. Danach waren sie in die Schmiede zurückgekehrt, hatten am Ambos die letzte Mahlzeit mit einander

gehalten und waren dann hinaus gewandert in die Haide, in's Leben.

Werner wußte den Weg nach der großen Stadt Spandow, oft genug hatte ihm der Hufschmied die Wege beschrieben.

Da sich sonst Niemand in Hof und Dorf um den Schmied und die Drei gekümmert, so vergingen auch jetzt etliche Tage in Poley, bevor man die Abwesenheit der Kinder gewahr wurde. Dem heimkehrenden Müller meldete ein Knappe, daß das Engelke dagewesen, um den Tod des alten Boldewyn zu melden. Er ging zur Schmiede und fand sie verlassen, er ging auf den Kirchhof und fand das frische Grab; ein Kreuz von noch grünen Aesten stand darauf; das Engelke hatte zwei Aeste kreuzweis zusammen gebunden und so des Großvaters Grab geschmückt.

Ein paar Jahre später war aus dem Kreuz ein großer Strauch geworden, der den eingesunkenen Grabhügel völlig bedeckte.

Der Müller hatte dem Junker von Poley den Tod des Schmieds und das Verschwinden der Dreie angezeigt; Junker Paridam Torban hatte anfänglich eine große Freude über den Tod des Schmieds, als

er aber von dem Verschwinden Werners hörte, da ergriff ihn sichtlich eine noch größere Unruhe und seine Krankheit verschlimmerte sich wieder. Indessen nahm ein fremder Hufschmied die verlassene Schmiede in Lehn von dem Junker und bald war der alte Boldewyn in Poley ebenso vergessen, wie die drei jungen Menschenkinder, die mit ihm in der Schmiede gehaust. Die Spur, die der Fuß des Menschen auf Erden läßt, ist bald ausgetilgt, wenn Liebe und Treue nicht dabei wachen! —

Sechstes Capitel.

Scheiden und Meiden.

Werner Todt war mit seinen beiden Gefährten muthig ein gutes Stück Wegs hinein gewandert in's Leben und die Mark Brandenburg; er war gegangen wie Einer, der seines Ziels und auch der Wege dahin vollkommen kundig, Ottoken und Engelke aber waren ihm vertrauensvoll gefolgt und hatten auch nicht einmal an ihres Führers Fähigkeit gezweifelt, sie nach Spandow zu bringen. Auch sahen sie ja, daß Werner stets ohne sich zu besinnen seinen Weg einschlug und immer sagte er ihnen im Voraus ganz richtig den Namen des nächsten Ortes.

Selten nur fragte Werner; so genau war die Beschreibung des Weges gewesen, die ihm Schmied Boldewyn gegeben und so trefflich sein Gedächtniß, daß er keinen Namen und kein Merkzeichen ver-

gessen. Freilich war's auch vorgekommen, daß er sich geirrt und vom Wege abgekommen war, aber er hatte das immer bald genug entdeckt und seine Straße wieder gefunden. Den Gefährten hatte er davon nichts gesagt und sich so in ihren Augen seine Unfehlbarkeit gerettet.

Uebrigens hatten sich die drei Reisenden nicht übereilt, an die Möglichkeit einer Verfolgung war ihnen kein Gedanke gekommen, darum rasteten sie an jedem lustigen Ort, so lange es ihnen gefiel und gingen weiter nach Laune; es kam ja gar nichts darauf an, ob sie etliche Tage früher oder später in Spandow anlangten.

Das wunderschöne, warme Frühlingswetter, das freie Wandern bei freilich geringer Kost behagte allen Dreien sehr wohl und Engelke, die sich nichts schö=neres denken konnte, als immer so durch's Leben hin mit Werner zu ziehen, fragte auch einmal ganz ernsthaft: ob es denn so nöthig sei, daß sie nach Spandow gingen, der Ohm werde sich trösten ohne sie und sie könnten ja immer weiter wandern, es sei gar so hübsch in Feld und Wald.

„Das geht doch nicht so, mein Engelke!" ver=setzte dann Werner mit seinem ernsthaften, über=

legenen Lächeln. Er gab keine Gründe weiter an, aber für Engelke war's genug, daß er's sagte, Gründe brauchte ihr liebendes Herzchen nicht.

„Großvater hat gesagt, daß wir nach Spandow gehen sollen!" bemerkte Ottoken ruhig, das war für ihn der Grund, aber es würde Werner nicht schwer geworden sein, auch ihn zu einem Wanderleben zu überreden. Für Engelke war der Befehl des Großvaters gar kein Grund, sie wäre mit Werner gegangen, wenn er's nur gewollt hätte. Aber auch dem Werner war das Herz schwer, denn ihm ahnete, daß er sich in Spandow von seinen beiden Gefährten werde trennen müssen und hatte er das Engelke schon vorher rechtschaffen lieb gehabt, so liebte er's noch mehr, seit er mit ihm auf der Wanderschaft war; ihre Schutzbedürftigkeit und das volle Vertrauen, das sie zu seiner bessern Einsicht zeigte, hatte ihm das ächte Mannsgefühl der Liebe, das sich auf das Bewußtsein gründet, die Geliebte beschützen und für sie sorgen zu müssen, im höchsten Grade gegeben. Der Abschied von seinem Engelke, den er mit dem Ziele der Reise immer näher kommen sah, dünkte ihm wahrlich bitter genug und seit zwei Tagen schon hatte er seine jungen Gefährten ge-

täuscht, denn er führte sie hin und her in Feld und Wald, während er sie längst hätte in das schon ganz nahe Spandow hinein führen können.

So waren die Drei denn am Sonnabend vor Pfingsten in einem prächtigen Laubwalde vor Spandow, welcher der Brieselang hieß. Sie hatten Mittags an einer lustigen Quelle gerastet, wo prachtvolle Eichen, Buchen, Rüstern, Espen und Erlen standen, zwischen denen Haselnuß- und Wachholdersträucher ein dichtes Unterholz bildeten und sie hatten wohlgelebt an dem Tage, denn in dem letzten Dorfe vor dem Brieselang, da hatte die gutmüthige Schulzin dem Engelke, das bei ihr im Krug Brod kaufen wollte, kein Brod für Geld gegeben, sondern schönen, weichen Kuchen, der eben warm aus dem Ofen kam, als ein Geschenk. Den hatten sich die Wanderer trefflich munden lassen und hatten doch nun auch einen Geschmack von dem Feste gehabt.

In den wohlhabenden Dörfern, durch welche sie gekommen, hatten sie überall die Vorbereitungen zu dem Feste wahrgenommen; sie waren den jungen Burschen begegnet, welche Birkenzweige und ganze Birken holten, die Pfingstmaien, mit denen die

Häuser und ganz besonders die Kirche nach altem Brauch für das Pfingstfest geschmückt wurde. Die Mädchen aber waren an den Gewässern, wo sie Kalmus schnitten, den sie in ihren Schürzen heimtrugen; mit dem zerschnittenen Kalmus und mit weißem Sande wurde nicht nur in der Kirche, sondern auch in den Häusern der Fußboden bestreut, das gab erst den rechten Pfingstgeruch. Andere Mädchen wanden Kränze von Feldblumen und Grün, um den Altar damit zu schmücken und in allen Bauerhöfen wurde geschlachtet und gebacken. Es roch überall nach Kalmus und Kuchen.

Die Drei kannten das wohl, so ähnlich war's ja auch in Poley gewesen, wenn gleich nicht ganz so, weil die Leute dort verarmt und zurückgekommen waren; Engelke erinnerte auch die beiden Andern an die prächtige Pfingstmaie, welche sie ein Jahr zuvor vor der Schmiede aufgesteckt und wie sich der Großvater daran gefreut und dem Ottoken schien's fast leid, daß er nicht daheim in Poley war, es faßte ihn eine Art Heimweh, das Engelke aber lachte und dachte, daß die Heimath überall da sei, wo sie mit Werner zusammen.

Länger als sonst hatten unsere jungen Wanderer

bei der ungewohnten Festkost an der lustigen Quelle verweilt und es war schon spät am Nachmittag, als sie weiter zogen durch den herrlichen Wald Brieselang. So heiter nun auch die Sonne schien, so warm und schön der Tag war, so wurde doch Werner immer trüber und ernster, zuletzt achtete er nicht mehr auf die muntern Gespräche, welche Ottoken und Engelke mit einander führten, und Engelke gab sich doch eine rechte Mühe, ihn hinein zu ziehen in das Geplauder. Endlich gab sie's mit einem leichten Seufzer auf, den ernsthaften Führer zu erheitern und nun mochte sie auch nicht mehr mit Ottoken schwatzen und so gingen sie denn ein paar Stunden schweigend hinter einander her, denn Ottoken sprach selten oder nie von selber, sondern antwortete immer nur auf das, was ihn Werner oder Engelke fragten. So war er immer gewesen.

Gegen Abend kamen die Reisenden zu einem Theerofen; neben dem schwarzen Ofen lag die Wohnung des Schwehlers, eine Hütte mit einem Strohdach, das fast bis zur Erde reichte; die Fenster hatten Hornscheiben und auf dem von Lehm gestampften Estrich des Fußbodens wälzten sich ein paar Kinder mit ein paar Schweinen herum. Man

konnte durch die offene Thür in die Hütte hineinsehen. Der Schwehler lag mit seinen Hunden vor der Thür und schaute mit seinen stumpfen Augen die Vorübergehenden an, ohne sie anzureden, auch ohne Engelke's freundlichen Gruß zu erwiedern. Viel klüger sah der große zottige Hund aus, der neben dem Schwehler stand und freundlich mit dem Schweif wedelte.

Als es fast dunkel wurde, hielt Werner plötzlich still an einem kleinen sandigen Hohlwege und sprach: „Hier wollen wir zu Nacht bleiben!"

Wie immer gehorchten die beiden Andern ohne Weiteres seiner Anordnung und trafen die Vorkehrungen zum Nachtlager, wie jeden Abend, denn sie hatten seit ihrer Abreise von Poley immer unter freiem Himmel geschlafen.

Engelke ging und sammelte dürres Holz und Kienäpfel, was in Menge umherlag, Werner höhlte mit seinem Stock und seinen Händen eine kleine Grube dicht an dem Abhang des Hohlwegs aus und Ottoken schnitt mit seinem Messer ein paar dünne Stangen ab, an welchen er etliche Aeste stehen ließ. Als er damit fertig war, wickelte er den kleinen Packen auf, den er zu tragen pflegte.

In diesem Packen war seines seligen Großvaters Schurzfell, darin aber trug er eingewickelt zwei Schmiedehämmer, zwei Zangen und sonst noch allerlei Werkzeug; zugleich aber war das Schurzfell auch die Vorrathskammer der Reisenden und sie enthielt an diesem Abend noch ein tüchtiges Stück Ziegenfleisch, welches Ottoken am Tage zuvor in einem Dorfe gekauft.

Während nun Engelke das Fleisch mit Ottokens Messer in Streifen schnitt und diese auf die spitzen Aeste der beiden Stangen steckte, schichtete Ottoken kunstverständig das dürre Holz und die Kienäpfel in der kleinen Sandgrube, Werner aber mühete sich Feuer zu schlagen mit Stahl und Stein.

Nach einer geraumen Weile erst gelang ihm das, als aber das dürre Laub nur glimmte, da brachte er bald die Flamme auf und nun saß das Engelke, emsig die Stangen mit den Fleischschnitten wendend, vor dem Feuer und bereitete also das Abendessen.

Sie aßen alle Drei, nachdem sie ihr Gebet verrichtet hatten, die einfache Kost mit gutem Hunger, als sie aber gespeist, da sprach Werner ernsthaft: „Du, Ottoken, und Du, mein lieb' Engelke, das ist die letzte Nacht, die wir beisammen sind, morgen

früh kommen wir nach Spandow und ich glaube, daß wir dort scheiden werden. Ich hätte Euch heute schon hinein bringen können, denn es ist ganz nahe, aber ich wollte noch einmal ein Nachtlager mit Euch halten!"

Werner konnte nicht weiter reden, seine Stimme versagte ihm vor Wehmuth, Engelke begann laut zu weinen und Ottoken wischte vergeblich mit seinen großen Schmiedshänden über das gutmüthige Angesicht, die Thränen fielen reichlich auf seine Wangen, denn er liebte Werner vielmehr noch als das Engelke.

„Der Ohm wird Dich gewiß auch bei sich behalten!" schluchzte Engelke, die letzte Hoffnung festhaltend.

„Ich glaub's nicht, mein Engelke," antwortete Werner gefaßt, „siehe, Dein Ohm wird seine Arbeit haben und seine Leute, wenn er nun Ottoken noch dazu hat, was soll er da mit mir?"

Danach schwiegen alle Drei traurig still, Engelke und Ottoken zweifelten niemals an dem, was Werner sagte. Dieser aber breitete das Schurzfell Boldewyn's aus, wie er alle Abende auf der Reise gethan, Engelke legte sich darauf und Werner wickelte

sie hinein, so daß sie einigen Schutz vor der Nachtkühle hatte.

Unterdessen war's fast ganz dunkel geworden, die Sonne war hinunter gesunken, da begannen plötzlich die Glocken zu läuten in einem Dorfe dicht vor ihnen, in der Ferne antwortete ein anderes Geläut, bald fiel ein drittes und viertes ein, die warme Pfingstnacht war voll Glockenklangs in Mark Brandenburg.

„Sie läuten das Fest ein!" sprach Werner voll tiefster Bewegung, „Du, Ottoken, und Du, mein liebes Engelke, wenn wir fern von einander sind und uns vielleicht Jahre nicht sehen, dann wollen wir ein fein Gedenken haben allezeit, wenn die Pfingstglocken durch's Land gehen wie jetzt, so soll es sein!"

Die drei treuen Gefährten reichten sich die Hände und drei Paar Augen waren naß, denn auch Werner ließ jetzt seine Thränen fließen, weil es dunkel war und sie Niemand sehen konnte.

„Das ist unser Abschied," redete er weiter, „wenn wir morgen scheiden müssen, so reichen wir uns die Hand und reden nicht dabei, damit uns das Herz

nicht übergeht und die Leute ihr Gespött daran haben!"

Jetzt legte er seinen Arm um sein Engelke, lehnte ihr bethräntes Antlitz an seine Schulter und hielt sie also an sein Herz gedrückt, Ottoken aber nahm leise des guten Genossen rechte Hand und hielt sie fest in seinen beiden Händen.

Das war ein schwerer Abschied und Werner fühlte, daß er berufen sei, den Andern die schwere Stunde zu erleichtern, darum rief er: „Hollah! nun wird's lustig, denn sie fangen an zu beiern!"

Wirklich begannen sie erst in einem, dann in einem zweiten, dann in allen Dörfern der Umgegend zu beiern, d. h. man schlug mit dem Klöppel abwechselnd an die eine und dann an die andere Glocke in allen möglichen Abwechselungen, aber in rythmischer Folge. Das war eine Hauptlust der Dorfjugend zur Pfingstnacht und solch lustiges Gebeiere ging bis tief in die Nacht hinein durch's ganze alte Land Mark Brandenburg.

Die drei Gefährten hatten's nicht geübt, denn ihr ärmliches Poley hatte keine Kirche und auch keine Glocke, aber sie hatten in mancher vergangenen Pfingstnacht, wenn sie bei dem Großvater in der

Schmiede lagen, das Gebeiere in den Dörfern ringsum gehört. So schön und lustig wie hier aber hatten sie's nie vernommen, denn die Dörfer im Havellande hatten schöne Glocken.

Lange blieben die Drei wach; aber nicht allein das Gebeiere hielt ihre Augen offen, trotz des Freudengetöns wollten die schmerzlichen Gedanken der nahen Trennung nicht von ihnen weichen. Werner schlief wirklich die ganze Nacht hindurch nicht; als der erste Schimmer des frühen Pfingstsonntagsmorgens leuchtete, da grüßte er ihn mit offenem Auge und fest hielt er sein Engelke an seine Brust gedrückt, wie er es die ganze Nacht hindurch gehalten.

Das war ein heller, sonniger Pfingstsonntagmorgen, aber schweigend gingen die drei Jugendgefährten neben einander her; bei Falkenhagen kamen sie aus dem Walde Brieselang und bald darauf sahen sie die alte mächtige Veste Spandow mit ihren festen Mauern, starken Wällen und breiten Gräben vor sich liegen. Die ersten Strahlen der Morgensonne beschienen goldig die Thürme und die Firste der Häuser und ein Glöckchen läutete silberhell zur Frühmesse, als die Drei durch's Haidethor einzogen.

Es war die erste Stadt, welche die jungen Leute

betraten; mit offenen Augen schauten Engelke und Ottoken, während Werner gleichgiltig blickte und sich durch sein Umschauen eigentlich nur überzeugen zu wollen schien, ob auch Alles genau so sei, wie ihm Schmied Boldewyn einst erzählt und wie er es so oft vor Augen gehabt, wenn er zu Poley in der Herrenschmiede vor dem Feuer gelegen und in die sinkende Gluth gestarrt.

Spandow war eine der ältesten und schönsten Städte in den Marken; es war in vier Quartiere getheilt: das Stresow'sche Viertel, das Klosterviertel, das Haideviertel und Mühlenviertel und zählte an dreihundert Häuser. Die Hauptkirche, dem heiligen Nicolaus geweiht, war ein sehr stattliches Gebäude mit vielen Altären; außerdem hatte die Stadt, zum Theil außerhalb der Wälle, mehrere sehr ansehnliche geistliche Gebäude, Klöster, Convictorien, Kapellen und Spitäler. Das markgräfliche Schloß, am Zusammenfluß der Havel und der Spree, war wichtig und bedeutend und hatte eine sehr feste Lage, war von starken Mauern und Wällen mit breiten Gräben umschlossen und von dem festen Juliusthurm beherrscht. Auf dem Schlosse waltete ein Voigt des Markgrafen, außer ihm war noch eine besondere

Thurmvoigtei, die ein Lehen des Markgrafen, und dann war neben der Vorburg auch noch ein aus mehreren Gebäuden bestehendes Burglehen, welches die von Arnim schon längere Zeit inne hatten. Neben dem Schlosse lag der Kietz, ein Fischerdorf, sicher die erste wendische Anlage des Orts, dessen Bewohner noch Wenden waren und gegen bestimmte Abgaben und Dienste die Havel vom Brandenburger Dome an und die Spree bis zum Mühlendamm in Berlin befischten.

Die jungen Leute sahen mit Erstaunen die Häuser, welche ihre Giebel nach der Straße kehrten; rechts und links von den Thüren waren kleine Sitzbänke und Bäume standen davor; heute waren die Thüren auch alle mit Pfingstmaien geziert und die Plätze vor den Bänken mit Sand und zerschnittenem Kalmus reinlich bestreut. Das Ganze bot in der frühen Morgenstunde des sonnigen Pfingsttages einen freundlichen und festlichen Anblick.

Eine vorübereilende, sauber gekleidete Dirne wies die Reisenden freundlich zu der Schmiede des Meisters Jürgen Jühner, die unweit des Klosterthors gelegen war. Bald standen die Dreie vor dem Hause, das sie mit seiner offenen Thür und

der Pfingstmaie davor gastlich zum Eintritt einzuladen schien. Die Schmiede mußte reichlich Arbeit und Nahrung haben, denn neben der Hausthür befand sich ein kleiner Platz, auf welchem unter einem geräumigen Vordach allerlei Barren und Ständer für die zu beschlagenden Rosse aufgestellt waren. Unter diesem Vordach war auch der Eingang in die Schmiede, welcher offen stand; man konnte sehen, welche reichen Vorräthe und welch' eine Menge von Handwerkszeug sie in guter Ordnung barg.

Als unsere drei Reisenden die Schmiede noch musterten, trat ein Mann heraus von mehr als Mittelgröße, aber leicht vorwärts gebeugt, mit einem rothen runden Gesicht, einem stattlichen Bäuchlein und einem kahlen Kopf. Dieser Mann war sehr sauber gekleidet, trug spitze Schuhe und glatte Beinkleider; die engen Aermel des Wammses waren von grünem Tuch und sein Oberkleid war noch ein sogenannter Trappert, das heißt ein Gewand, welches noch nicht vorn offen war, sondern über den Kopf, wie ein Hemd etwa, angezogen werden mußte. Der Trappert war damals meist schon dem vorn offenen Obergewand, aus welchem später die Schaube und noch

später unser Ueberrock wurde, gewichen. Uebrigens war derselbe hier am Halse zinnenartig ausgeschnitten und mit Pelz besetzt. Der Mann trug einen Hut mit Pelzrand und einen Rosenkranz in der Hand.

Dieser also bescheiden und doch stattlich in die damalige Tracht des Bürgerstandes gekleidete Mann strich sich behaglich mit der freien rechten Hand über das glatte Kinn und schaute blinzelnd nach einer nahen Wetterfahne, um zu sehen, von wannen der Wind kam, dann fielen seine Augen auf die Reisenden und man konnte das Erstaunen auf seinem Gesichte bemerken, welches ihm deren Anblick verursachte. Hatte die elende, abgerissene Kleidung der Drei auf dem Lande, wo man die Noth in allen Gestalten kannte, eben kein Aufsehen erregt, so war das doch hier in der festen, sichern Stadt, welche ihren Bewohnern einen gewissen Wohlstand eben durch ihre Festigkeit allein schon sicherte, etwas Andres und Werner hatte wohl die Blicke bemerkt, welche ihnen Alle, die vorübergingen, zuwarfen.

Der Mann vor der Thür der Schmiede legte seinen Rosenkranz und seinen Hut auf das Bänklein, trat mit ein paar raschen Schritten zu den

Reisenden und fragte sie, indem er seine Hände über dem spitzen Bäuchlein zusammenlegte, das durch den weiten Trappert ganz gut versteckt wurde, mit freundlichen Blicken und schnarrender Stimme, ob sie ein Gewerbe bei dem Hufschmied hätten.

Ottoken und Engelke sahen dem Fragenden ziemlich verblüfft in's Gesicht und schauten sich verlegen nach Werner um, welcher hinter ihnen stand, dieser trat denn auch sofort hilfreich in's Mittel und sprach: „Dafern Ihr ein ehrsamer Meister und Hufschmied mit Namen Jürgen Jühner seid, so haben wir ein Gewerbe an Euch selbst!"

„Was soll das für ein Gewerbe sein, sprich, mein Sohn, denn ich bin jener Hufschmied Jürgen Jühner, der Klosterschmied geheißen, solches aber nur, weil meine Schmiede, wie Du siehst, am Klosterthor gelegen, sonst bin ich ein freier Bürger und bin nicht abhängig von dem Jungfrauenkloster!"

„Wenn Ihr Einen gekannt habt, Meister, einen Hufschmied, der mit Namen Boldewyn hieß, so kennt Ihr auch das Gewerbe, das uns hierher führt."

„Der alte Boldewyn ist todt?" rief Jürgen Jühner sichtlich überrascht und nicht ohne Bewegung, dann aber setzte er gleich hinzu: „Gott ver-

leihe dem braven Manne eine fröhliche Auferstehung! wir dürfen nicht um ihn klagen, denn er hatte das Alter zum Sterben. Ihr aber seid Ottoken, Otto's Sohn, des alten Boldewyn Enkel?"

„Ich bin's nicht", versetzte Werner ernst, „das da sind Eure Blutsverwandten, Ottoken und Engelke!"

Meister Jürgen Jühner wendete sich zu den Beiden, legte seine Hände ihnen auf die Schultern und sah sie eine Weile forschend an, dann sprach er freundlich: „Seid mir willkommen, liebe Kinder, tretet ein in mein Haus und Gott segne Euern Eingang. Engelke, mein Töchterchen, Du siehst aus wie Deine Mutter, die ich gekannt habe, als sie nicht viel älter war, als Du jetzund bist; und Du, Ottoken, bist meinem lieben Weibe durchaus ähnlich, das nun schon längst mit Deiner Mutter, ihrer Schwester, in der Seligkeit vereinigt ist!"

Noch während Meister Jürgen Jühner also sprach, hatte er die Hände der Kinder gefaßt und führte sie in sein Haus, während Werner schmerzlich bewegt stehen blieb, sich seiner Verlassenheit auf einmal recht bitter bewußt.

Doch auf der Schwelle noch entsann sich der Meister seiner, wendete sich halb und rief: „und auch Du, mein Sohn, tritt ein in mein Haus, auf daß ich mein Brod mit Dir breche!“

Werner zögerte; am liebsten wäre er nun auf und davon gegangen, aber der Meister nickte ihm noch ein Mal so recht freundlich zu, da konnte er's nicht über sein Herz bringen und trat mit ein in die Klosterschmiede.

Meister Jürgen Jühner ließ Ottoken und Werner zuerst in eine große Kemnade neben der Schmiedewerkstatt treten, verhieß ihnen bald zurückzukehren und führte Engelke, das sich ängstlich nach Werner umsah, an seiner Hand die schmale Stiege hinauf in's obere Gestock des Hauses, wo Anne Dorothee, des Meisters einzige Tochter in einer großen schönen Giebelstube mit ihrer alten Muhme hauste. Nachdem er dort die beiden Mädchen, Anne Dorothee war noch um ein Jahr jünger als Engelke, mit einander bekannt gemacht und der Muhme, welche stocktaub war, durch Zeichen seine Wünsche kund gegeben, kehrte er zu den beiden jungen Menschen in die Kemnade zurück, die dort saßen und lange kein Wort sprachen.

„Ich wollt ich wär heim in Poley“, sagte endlich Ottoken, „ich halt's nimmer hier aus, wenn Du von uns gehst, Werner!“

Der Bursch sah den Gefährten so treuherzig trauervoll dazu an, daß der den Kopf schüttelte und bedrückt antwortete: „es muß schon so sein, Ottoken, und wir kommen doch mal wieder zusammen, dank Gott, daß er Dich zu einem gütigen Verwandten geführt hat, der Dich und mein Engelke wohl halten wird in alle Wege!“

Ottoken seufzte tief und Werner tröstete umsonst weiter, that er's doch auch nur mit einem halben Herzen.

Da kam Meister Jürgen wieder herein und sprach freundlich: „nun seid mir noch einmal willkommen in der Klosterschmiede, Ihr jungen Gesellen, kommt hier herein in meine Bettkammer, reinigt Euch vom Staube der Reise, damit Ihr dem Pfingstsonntag in's Gesicht sehen könnt, darnach wollen wir einen Bissen essen und einen Trunk nehmen und weiter reden!“

Der Meister führte sie in seine Kammer, gab ihnen eine hölzerne Wanne zum Waschen und sah ihnen zu, hatte dabei auch seine Freude an den

schlanken, wohlgebildeten und kräftigen Gliedmaßen der Jünglinge und machte Werner sehr glücklich durch die feine Bemerkung, daß er eine rechte Schwertsfaust habe, während Ottoken's Hände sich besser zum Schmiedehammer schickten. Als die Wäsche vorüber war, reichte ihnen der Schmied aus seiner Truhe Jedem ein leinen Hemde, das schaute Ottoken mißtrauisch an, als sei's ein gefährlich Thier, denn er hatte noch niemals ein Hemd getragen; Werner aber wußte Bescheid, denn er hatte ja Alles vorher vom alten Boldewyn erfahren, freilich that's ihm nicht sanft, daß er sich also kleiden lassen mußte von dem ehrlichen Meister, aber da er sah, daß es einmal nicht anders gehen konnte, schluckte er seinen Stolz nieder und der Schmied war so freundlich, als hätte er geahnet, wie schwer es dem jungen Menschen werde, sich von ihm kleiden zu lassen. Aber er kleidete die Burschen wirklich ganz, er fand in seinen Laden und Truhen für Jeden das was ihm paßte. Freilich waren die gestreiften und gezattelten Beinkleider, welche eng anliegen mußten, etwas weit und ein wenig kurz waren sie auch, aber die Tuchwämmser, obwohl sie alt und abgetragen, saßen ganz trefflich, weil man sie enger und weiter nesteln konnte

und Ottoken sah wirklich ganz apart aus, denn für ihn hatte der Meister einen kurzen Rock von geflecktem Zeuge gefunden, einen sogenannten Scheckenrock, der ihm sehr wohl stand. Werner aber bekam einen noch ganz reputirlichen schwarzen Trappert, der, oben weit ausgeschnitten, das saubere weiße Hemd sehen ließ. Die meiste Noth machten die Halbstiefeln, die nirgend sitzen wollten, weil keiner von den Beiden bis dahin irgend ein Schuhwerk an den Füßen gehabt. Meister Jürgen aber wußte für Alles Rath, er hieß sie die Stiefeln mit Heu ausstopfen, da wo sie zu weit waren und so wurde die ganze Bekleidung rasch zu Stande gebracht.

„Schmucke, schmucke Bursche!“ sagte der ehrliche Mann selbstzufrieden, als er sie in die Kemnade zurückbrachte, wo eine große Bierkanne, ein frischer Kuchen, ein halber Schinken und ein mächtiger Laib Brod, bereits auf einem sauber mit einem Tüchlein bedeckten Tisch aufgestellt, der Hungrigen warteten.

Es gefiel dem Meister, daß die Burschen ihren Speisesegen sprachen, bevor sie zugriffen und dann hatte er wieder seine Freude an der sittigen Weise Werners und an der Mäßigkeit, mit welcher er aß

und trank, während Ottoken derber zugriff und gewaltige Bissen niederschluckte.

„Du gefällst mir, Söhnlein“, begann Meister Jürgen Jühner endlich, sich herzlich an Werner wendend, „wenn Du mir nun sagen willst, wer Du bist und was Du vorhast, so ist der Klosterschmied nicht der Mann, der Dich im Stich lassen wird!“

„Mein Name ist Werner Todt, lieber Meister“, antwortete Werner ruhig, „ich bin ein Waisenkind von ehrlicher Herkunft und habe das Schmiedehandwerk aus dem Grunde gelernt bei dem seligen Meister Boldewyn; wenn Ihr darum helfen wollt, daß ich als Gesell Arbeit finde, so sollt Ihr ehrlich bedankt sein, ich bin mit Ottoken und Engelke von Kindheit auf immer zusammen gewesen in der Schmiede zu Poley.“

Der Meister nickte ein paar mal freundlich, legte die Hände auf dem Bäuchlein zusammen und sprach langsam: „ich denke, daß mich mein Gedächtniß nicht trügen thut, der selige Boldewyn hat mir von Euch gesagt, Werner Todt, als er das letzte mal in dieser Kemnade bei mir saß, hm! Schmiedwerk, wenn Ihr beim Boldewyn gelernt, dann werdet Ihr's verstehen aus dem Grunde, zweifle nicht und

wenn die Feiertage vorüber, dann will ich Euch an der Arbeit sehen, damit ich's verantworten kann. Hört, Werner Todt, ich weiß was von Eurer Geschichte und ich thäte für Euch schon was um des alten Boldewyn willen; bei mir behalten kann ich Euch nicht, so gern ich's möchte, denn seht, ich habe meine guten Gesellen und Ihr dürft Keinen von seinem Platze treiben, ich hätte aber nicht Arbeit genug für Alle, denn mein Ottoken da hat auch ein Paar derbe Fäuste, die Lust zu einem Stück Arbeit haben!"

Ottoken nickte vergnüglich und lachte dem Meister zu aus seinen glänzenden dunkeln Augen, die Hände juckten ihm schier nach dem Hammer.

„Ich will Euch bei der Arbeit sehen, Werner Todt", fuhr Meister Jürgen Jühner fort, „darnach aber will ich Euch ein Zeichen geben für den Meister Fettweiß, des Herrn Churfürsten vertrauten Huf- und Waffenschmied in Berlin, zu dem sollt Ihr wandern und bei so einem großen und geschickten Meister könnt Ihr in Ehren etwas lernen!"

Werner stand auf und reichte dem ehrlichen Manne die Hand mit einem Dankesblick, der diesen tief rührte. Sie sprachen noch eine ziemliche

Weile mitsammen und der Meister ließ es sich auch gefallen, daß ihm Werner eins von den vier Goldstücken reichte, welche der Voigt von Lahntop ihm gegeben. Der Schmied erkannte, daß er seine Großmuth nicht zu schwer lasten lassen dürfe auf dem empfindlichen Herzen des jungen Menschen, von dessen Herkunft er auch wohl im Allgemeinen durch Boldewyn unterrichtet sein mochte. Er versprach, ihm für das Geld die nothwendige Kleidung und Ausrüstung zu besorgen und so wurde Werner zufrieden gestellt.

Als das Frühmahl vorüber war, führte Meister Jühner die beiden jungen Leute hinauf in die große Giebelstube, wo allerlei zierlicher Hausrath, von der Wohlhabenheit des Hauses zeugend, aufgestellt war, aber er rieb sich gar vergnügt die Hände, denn da standen zwei Mägdlein den beiden Jünglingen gegenüber, die sich gegenseitig mit großen, verwunderten Augen anschauten.

Werner hatte es gar nicht geglaubt, daß sein Engelke ein so hübsch Kind; sie sah so sauber aus, daß er sie gar nicht gekannt hätte, wenn nicht die lieben einfältigen braunen Rehaugen gewesen wären, die verriethen das Engelke in dem schlanken

Mägdlein, das seinen Hals so artig aus der weißen Krause hub, das so ängstlich in seinen Schuhen stand und das weite grüne Oberkleid so ängstlich verlegen mit beiden Händen zusammen hielt, als dürfe man das helle, bunte Unterkleid bei Leibe nicht sehen. Auch Werner hatte in der vollen Kleidung ein so stattliches Ansehen, daß Engelke nur ganz schüchtern auf ihn zukam und ihn leise fragte: „Kennst Du denn Dein Engelke nicht, Werner?"

Werner streichelte mit der verkehrten Hand die braune Wange der Jugendgefährtin, aber er sagte nichts, Engelke dagegen flüsterte ihm zu: „die Base Anne Dorothee ist sehr lieb und freundlich und ihre alte Muhme ist auch meine Muhme, die hat mein Mütterlein wohl gekannt und den Großvater auch!"

Meister Jürgen aber faßte seine Tochter bei der Hand und sprach zu Ottoken: „nun, macht Eure Bekanntschaft mit einander, da ist Dein Vetter Ottoken, und Du Ottoken, das ist Deine Base Anne Dorothee, haltet zusammen, wie's nahen Verwandten ziemt!"

Ottoken sah das schlanke, langaufgeschossene Mädchen freundlich an mit seinen treuherzigen dun-

keln Augen; die Base kam ihm sehr schön vor, viel schöner wie Engelke, denn ihr Haar, das einen etwas röthlichen Schimmer hatte, war sehr zierlich geflochten, ihr Gesicht war sehr zart und weiß, wenn auch etliche Sommerflecken es zeichneten, und um den zierlichen Hals hatte Anne Dorothee ein Goldkettchen; auch hatte sie ein Unterkleid vom feinsten weißen Leinenzeug und einen Ueberock von himmelblauem Zeug; sie trug himmelblau und weiß, denn sie hatte zur heiligen Jungfrau ein Gelübde gethan und sich ihr verlobt auf drei Jahre. Solches Gelübde verband sie, an allen hohen Festen und allen Marientagen sich blau und weiß zu kleiden, denn blau und weiß sind die Farben der heiligen Jungfrau.

Solche Kleidung aber erschien Ottoken, dem guten Burschen, ganz gewaltig vornehm, wie sie denn wirklich auch dem Mägdlein sehr wohl stand, als aber Anne Dorothee näher zu ihm trat und ganz dreist zu ihm sagte: „gib mir die Hand, Ottoken, ich will Freundschaft mit Dir halten, das Engelke hat mir schon gesagt, was Du für ein guter Bursche bist!“ da gefiel ihm die Base ganz außerordentlich und sein gutes, ehrliches Gesicht glänzte vor Zufrieden-

heit, obwohl ihm die Schuhe und die ungewohnten Kleider argen Zwang anthaten.

„Euch will ich auch die Hand geben, Werner", wendete sich jetzt Anne Dorothee mit großer Sicherheit an den Jüngling, „das Engelke hat mir's gesagt, was Ihr für ein ausbündig kluger Gesell und für ein treuer Freund mit Ottoken und Engelke gewesen und daß Ihr mir meine Base und meinen Vetter hierher geführt!"

Meister Jürgen Jühner lachte gewaltig über die Dreistigkeit und die entschiedene Haltung, welche seine Tochter zeigte und meinte immer, daß sie ganz wie ihre selige Mutter sei, von der habe sie Alles, von ihm aber nur die paar Sommersprossen und und das rothe Haar.

Es war da noch eine Person im Gemach, ein kleines, fettes, fast kugelrundes Frauchen, das sich zur Verbergung ihrer Kugelgestalt recht geschickt in ein weites, langes, dunkles Gewand mehr gehüllt als gekleidet hatte und mit auf der Brust gefalteten Händen zur Seite stand und mit ihren kleinen freundlichen Augen, die nur leider etwas schielten, die neuen Ankömmlinge aufmerksam betrachtete.

Das war die Muhme Erlenholz, eine weitläuftige Verwandte des Meister Jühner, die aber gar nicht Erlenholz hieß, obwohl sie in der ganzen Stadt Spandow, „das arme Erlenholz“, oder „Muhme Erlenholz“ genannt wurde. Ihren eigentlichen Namen wußte kein Mensch mehr, vielleicht hatte ihn selbst Meister Jürgen Jühner vergessen, denn auch er nannte seine Verwandte „Muhme Erlenholz“, wie all die andern Leute. Mit dem Namen aber hatte es folgende Bewandtniß: die kleine runde Frau war eine durchaus gutmüthige Seele und zerfloß stets in Bedauern, zerschmolz so zu sagen in Mitleid, worüber der Meister Jühner immer seinen Spaß mit ihr hatte, der ihr denn auch regelmäßig, wenigstens jeden Tag ein Mal vorwarf, daß sie in ihren jungen Jahren keinen hübschen jungen Menschen habe sehen können, ohne Mitleid mit ihm zu spüren. Da begab es sich nun, daß einmal ein Haufen Erlenholz vor der Schmiede abgeladen worden war, das wegen anderer Arbeit nicht gleich unter Dach und Fach gebracht werden konnte und während eines heftigen Regenwetters draußen bleiben mußte. Da brach die Muhme in ihrer mitleidigen Weise in die erhabenen Worte aus: „Ach du lieber

Gott, das arme Erlenholz!" diese Geschichte wurde ruchtbar, durch Meister Jühner selbst, und von dem Tage an hieß die gute Person in ganz Spandow „das arme Erlenholz." Ihr wahrer Name aber wurde völlig vergessen und Anne Dorothee behauptete lachend: Muhme Erlenholz könne sich selbst nicht mehr auf ihren wirklichen Namen besinnen; sie habe ihr, so oft sie ihn zu wissen verlangt, immer einen andern gesagt. Uebrigens stand Muhme Erlenholz trotz alledem in einem guten Ansehen im Hause sowohl als in der Stadt, denn sie gab den Armen gern und reichlich, weil sie es dazu hatte, sie war recht wohlhabend.

Jetzt stand sie, schaute sehr freundlich auf die Ankömmlinge und sagte leise vor sich: „ach du lieber Gott, das arme Engelke! ach du lieber Gott, das arme Ottoken! ach du lieber Gott, der arme Werner, da muß der nun im Elend leben und ist doch ein Edelmann's Sohn! Ich weiß wohl, was der alte Boldewyn von ihm gesagt hat. Ach du lieber Gott, der arme Boldewyn, so hat er nun so früh sterben müssen! Ich habe mir's immer gedacht, daß es mit dem Manne ein schnelles Ende nehmen müsse, wie er das letzte Mal hierherkam und auf

seinen bloßen Füßen ging, ach du lieber Gott, der arme Boldewyn!"

Dem Werner nickte die kleine, dicke Person immer sehr freundlich, aber auch sehr geheimnißvoll zu, so daß der junge Mensch in eine gewisse Verlegenheit gerieth, aus der ihn Meister Jürgen befreite, indem er ihm zuflüsterte: „sie meint's gut mit Euch, aber sie will Euch zu verstehen geben, daß sie vom seligen Boldewyn weiß, wer Ihr seid, sagt Ihr ein freundlich Wort und Ihr habt sie glücklich gemacht!"

Werner befolgte diesen wohlgemeinten Rath und hatte sich von da an des ganz besonderen Wohlwollens der Muhme Erlenholz, was dieselbe auf verschiedene Weise an den Tag zu legen wußte, zu erfreuen.

Zum ersten Male befanden sich unsere drei Wilden aus Poley in einem geordneten bürgerlichen Haushalt, sie waren so zu sagen in die Schranken eingetreten, welche die Civilisation von der Wildheit scheiden. Für Engelke war es ein Glück, daß Meister Jühner, Anne Dorothee und Muhme Erlenholz sie mit beinahe gleicher Güte und Freundlichkeit empfingen und umgaben, sonst würde sie den raschen Wechsel kaum haben ertragen können, auch so saß sie stets wie ein gefangener Vogel trau-

rig und wie mit gesträubtem Gefieder allein, sie sehnte sich nach Licht und Luft und Freiheit und ihr Herz hing an Werner, der ihr so fremd erschien in der saubern Kleidung, der ihr selten nur nahete, dem sie sich nicht mehr zärtlich anzuschmingen wagte, wie sie in den Tagen der Freiheit gethan.

„Das arme Engelke! wie es traurig dasitzt, ach! du lieber Gott!" sagte die Muhme Erlenholz wohl zehnmal an einem Tage und jedesmal brach das arme Kind dabei in Thränen aus.

Anne Dorothee schüttelte den Kopf dazu, sie begriff das nicht, hatte aber deßhalb vielleicht um so größeres Mitleid mit der wunderlichen kleinen Base.

Leichter nahm Ottoken die Sache; freilich hielt auch er sich auf dem Kriegsfuß so zu sagen gegen das Neue, was von allen Seiten auf ihn eindrang und ihn sichtlich beängstigte, aber er hielt sich tapfer an Essen und Trinken, was ihm vollauf gereicht wurde und bewunderte seine Base Anne Dorothee so sehr, daß er sie in der Stille für beinahe ebenso klug wie Werner erklärte. Die neue, ungewohnte Kleidung, namentlich das Schuhwerk,

fiel ihm erschrecklich lästig, er ließ es sich auch eben nur gefallen, weil er mußte.

Werner allein benahm sich auch in den also veränderten Verhältnissen klug und rücksichtsvoll; die neue Kleidung störte ihn nicht, seitdem der Meister sein Geld dafür genommen, die neuen Menschen freuten ihn, er war dankbar für die Freundlichkeit, welche sie ihm zeigten, noch mehr aber für die Güte, mit welcher sie sein Engelke und Ottoken aufgenommen, an denen sein Herz allein hing.

Uebrigens ließ es Meister Jürgen Jühner an nichts fehlen, er feierte die Ankunft seiner beiden Verwandten mit einem Schmaus am zweiten Pfingstfeiertage, an welchem auch seine drei Gesellen und zwei Lehrknaben Theil nahmen, bei welchem Schmaus sich Anne Dorothee trotz ihrer Jugend in der vollen Würde einer gebietenden Hausfrau zur höchsten Freude ihres Vaters geltend zu machen wußte. Verwundert sah Engelke drein, wenn Anne Dorothee bald einen Gesellen zum Trinken nöthigte, bald einem Lehrknaben verwies, daß er die Knochen abnage, als ob nicht genug Fleisch auf dem Tische sei. So keck das Engelke draußen in Wald und Flur gewesen, so verzagt war es im Hause des

Ohm's. Anne Dorothee aber befahl und herrschte mit sichtlicher Lust, klagte aber dann wieder mit frauenhafter Heuchelei der Base, daß schon die ganze Last der großen Haushaltung auf ihr ruhe, obwohl sie doch noch so sehr jung sei.

Damit war's aber nichts, denn sie hatte nur ihre Lust daran; die eigentliche Arbeit besorgte Muhme Erlenholz in aller Stille. Es war aber allerdings ein Vergnügen, das junge Ding sich so wichtig machen zu sehen vor den Schmiedegesellen und Lehrknaben, die vor ihres Meisters Töchterlein eine große Achtung bezeigten und ihren Befehlen mit höchster Eilfertigkeit und Beflissenheit nachkamen.

Am dritten Pfingstfeiertag Abend lagen die beiden Basen schon im Bett, das sie vom ersten Tage an getheilt und wollten eben einschlafen, als die Schmiedegesellen lustig vom Pfingsttanze kamen; sie stellten sich unter dem Kammerfenster der Mädchen auf und sangen: „Gute Nacht! Gute Nacht! liebe Anne Dorothee, gute Nacht! gute Nacht! schlaf wohl!"

Da stieß Anne Dorothee ihre Base an und flüsterte: „das klingt gut, Engelke, nicht? das hat wieder der Frieder angestiftet, unser ältester Gesell,

der schon zehn Jahre bei uns ist; der ist im Reich zu Hause, da singen sie Alle, die Burschen vor ihrer Liebsten Thür und der hat's die Andern gelehrt!"

Engelke dachte an Werner, ob der wohl auch singen könnte? gehört hatte sie es nicht, aber sie traute ihm auch das zu.

Gute Nacht! gute Nacht! liebe Anne Dorothee! gute Nacht! gute Nacht! schlaf wohl! —

Siebentes Capitel.

Churfürst und Schmiedegeselle.

An einem warmen Sommernachmittag im Jahre des Heils 1453 war ein lebhaft Treiben vor dem Hause des churfürstlichen Huf- und Waffenschmieds Rasmus Fettweiß, der also hoch in der Gunst des zweiten Friedrich stund, daß er als Pathe mit vielen fürstlichen und adeligen Personen zur Taufe bei dem zweiten Sohn des Churfürsten war und diesem seinen eigenen Namen beilegen durfte. Markgraf Erasmus, des Schmiedemeisters Pathenkind, starb leider in jungen Jahren zu Tangermünde. Meister Rasmus Fettweiß war kein Berliner, sondern ein Nürnberger, eines stattlichen Reichsbürgers Sohn, der, als ein überaus geschickter Huf- und Waffenschmied, zuerst Markgraf Johann's Gunst gewann und mit diesem in die Mark zog, als Markgraf

Johann seines Vaters Statthalter in Brandenburg wurde. Meister Rasmus Fettweiß machte sich in Berlin seßhaft, heirathete eines reichen Berliner Bürgers Erbtochter und baute den schönen Hof am Eingang der Roscherstraße in Köln an der Spree und trieb daselbst über die Maaßen schwunghaft sein edles Handwerk. Hatte nun Rasmus Fettweiß schon in hohem Ansehen bei dem ersten Churfürsten Friedrich und dessen ältestem Sohne, dem Markgrafen Johann gestanden, so gewann er noch höhere Gunst bei dem zweiten Sohne und zweiten Churfürsten, Herrn Friedrich dem Andern, den die Weltgeschichte den Eisenzahn genannt hat. Den Markgrafen und Churfürsten aus dem burggräflichen Hause von Nürnberg mit unverbrüchlicher Treue zugethan, zugleich aber durch seine Ehefrau mit vielen angesehenen Bürgerfamilien Berlins verwandt und selbst stolz auf sein altes Nürnberger Reichsbürgerthum, machte Rasmus Fettweiß oft den Vermittler zwischen dem staatsklugen und energischen Fürsten, der sich selbst seinen Freund nannte, einerseits und den Städten Berlin und Köln andrerseits, die, auf ihre alten Privilegien pochend, sich den Plänen des Churfürsten trotzig entgegen zu stellen wagten.

Es war bekannt, daß Rasmus Fettweiß manch hartes Geschick von den beiden Städten Berlin und Köln abgewendet, oder doch gemildert hatte durch sein kräftiges Fürwort, deßhalb war er hoch angesehen in den Städten, trotzdem, daß er fest zu dem Churfürsten hielt; der Churfürst dagegen bediente sich seines Huf- und Waffenschmiedes gern als eines Vermittlers, denn der weitschauende Herr erschöpfte gern alle Mittel der Milde, bevor er zu der Strenge, zu dem Eisen, griff.

Der Beiname Friedrich's, der Eisenzahn, oder mit den eisernen Zähnen, leitet das Urtheil über ihn oft irre; Friedrich war nicht einmal vorzugsweise ein Kriegsheld, obwohl er auch unter den Waffen sich auszeichnete, viel weniger aber, wie man nach seinem Beinamen glauben könnte, ein Eisenfresser. Er war vielmehr ein feiner, kluger Herr, ein tiefblickender Regent und weiser Fürst, der die Regierungskunst aus dem Grunde gelernt hatte. Denn damals lernte man die Regierungskunst wie ein Handwerk, ganz praktisch; die jungen Fürsten mußten, wie die Lehrjungen den Meistern, den ältern Regenten ihre Kunst und Griffe ablernen. Friedrich hatte bei großen Fähigkeiten von Jugend

auf Gelegenheit und Lust zu lernen. Als Knabe schon kam er an den Hof des Polenkönigs, dessen Nachfolger er werden sollte, er war mit der polnischen Prinzeß Hedwig verlobt, welche aber vor dem Beilager starb. Seine hohe Schule in der Regierungskunst aber war das Concil zu Basel, wo er Einsicht in die großen Welthändel und den freien, weitschauenden Blick gewann; endlich war er, bevor er zum Churhut gelangte, Statthalter in verschiedenen Ländern seines Vaters.

Den „Eisenzahn" aber nannten sie ihn, weil er das, was er einmal hatte, sich nicht wieder nehmen ließ, sondern wie mit eisernen Zähnen festhielt.

Dieser staatskluge Fürst, dem schon weit klarer als seinem großen Vater die Gründung eines großen norddeutschen brandenburgischen Reiches vorschwebte, erkannte, daß eine solche nur möglich durch Herstellung der Staatseinheit; er mußte es erreichen, daß die Stände seiner Lande eine Summe von Einzelrechten aufgaben, um das Fürstenthum zu stärken, welches allein aus den verschiedenen Landestheilen ein Ganzes, einen Staat schaffen und so die Völker zu einer höheren Culturstufe weiter führen konnte. Schon Friedrich I. trat für diese

neue Idee der Staatseinheit auf, auch er sammelte schon die Kräfte der einzelnen Lande möglichst in seine mächtige Hand, um zuerst nach Außen und Innen Sicherheit zu schaffen, auf welcher zunächst eine Verbesserung des Zustandes der Unterthanen und die Möglichkeit eines kräftigen Staates beruhen mußte. Friedrich I. fand als seinen Gegner bei diesem Bestreben einen Theil des märkischen Adels, an dessen Spitze die mächtigen Sippen der edeln Gänse zu Putlitz, der Bredow, der Rochow, der Wedell u. a. m. standen, die endlich in den Brüdern Hans und Dietrich von Quitzow sehr geschickte Führer und Feldhauptleute fanden. Friedrich besiegte diese Gegner, nicht eigentlich durch Waffengewalt, sondern hauptsächlich, weil ihm die Idee der Staatseinheit zu Hülfe kam, weil die Mehrheit des Adels inne ward, daß, wenn nicht Alles verfallen und zu Grunde gehen sollte bei dem Zerbrechen der älteren Staats- und Lebensformen, die Fürsten eine starke Gewalt vereinigen und sie, wenn selbst zum Nachtheil Vieler, zum Vortheil Aller gebrauchen müßten.

Den märkischen Adel und die Putlitze, Rochow's und Quitzow's von damals verächtlich als Raubritter abzufertigen, ist eine pure Albernheit, eine

Albernheit, die man höchstens durch Böswilligkeit entschuldigen kann, wenn man auch jetzt noch dem märkischen Adel daraus einen Vorwurf machen will. Jene Edelleute kämpften für das alte Recht der persönlichen Freiheit der neuen Idee der Staatseinheit gegenüber und hatten für ihren Kampf Privilegien und Briefe in Masse für sich. Der Mißbrauch aber, der mit der persönlichen Freiheit getrieben worden war, zeigte sich zu verderblich, sie mußte zum Theil wenigstens an den Staat, an das Fürstenthum abgetreten werden. Wir sehen in den Kämpfen unserer Tage das Seitenstück zu jenen Kämpfen; unsere Kämpfe sind wiederum für die persönliche Freiheit gegen die jetzt zu weit getriebene und darum verderblich gewordene Staatseinheit, gegen die zu straffe Centralisation gerichtet.

Friedrich I. verstand auch gar wohl das Berechtigte in dem Kampfe des Adels gegen ihn, darum verfuhr er nach dem Siege mit so außerordentlicher Schonung gegen die Einzelnen. Der einst so aufsässige märkische Adel wurde der treueste und zuverlässigste. Ganz wie der Vater verfuhr auch der Sohn; Friedrich II. fand auf seinem Wege nicht mehr Widerstand bei dem Adel, sondern bei den

Städten, absonderlich bei Berlin und Köln, also gerade auf dem Punkte, wo er die für die Centralisation des neuen Staates nothwendige Hauptstadt gründen wollte. Auch er begriff und achtete die Gerechtigkeit des Widerstandes, aber wie der Adel einen Theil seiner Freiheiten dem neuen Staat hatte opfern müssen, ebenso mußten auch die Städte von ihren Privilegien lassen, soweit sie der Bildung des Staats entgegen waren. Friedrich übte Langmuth, als aber der offene Aufruhr in Berlin ausbrach, da griff er fest zu und legte den Berliner Bären an die Kette. Das war 1448 gewesen und schon wenige Jahre darauf waren die unruhigen Bürger von Berlin und Köln, denen freilich zunächst auch die Vortheile des neuen Systems zuflossen, seine gehorsamsten Unterthanen und Friedrichs Schloß zu Köln an der Spree, das sie erst als eine Zwingburg gehaßt, war nun ihr Stolz geworden.

Das Wohnhaus des Huf- und Waffenschmieds Fettweiß war ganz von Stein gebaut, zweistöckig und stand mit dem Giebel gegen die Roscherstraße, hatte auch einen hübschen Erker und war damals das schönste Bürgerhaus in Köln an der Spree. Nach der Straße hatte das Haus keine Thür; man

mußte durch das große Thor daneben in einen weiten Hofraum treten, wo sich die Werkstätten und Ställe befanden, die Hausthür ging nach dem Hofe.

Dieser Hof nun war heute mit Rossen und Reisigen dicht gefüllt und draußen vor dem Thore wimmelte es von mäßigem Volk, das den Churfürsten sehen wollte, denn der Eisenzahn, der erst am Tage zuvor von Tangermünde gekommen war, hatte einen Umritt durch die Städte gemacht und war bei Meister Rasmus Fettweiß, seinem ehrenvesten, lieben und getreuen Gevatter abgestiegen, wie er gern zu thun pflegte.

Im Hofe selbst waren allerdings nur die Rosse des Churfürsten und der Herren seines Gefolges zu sehen, die da von den Knechten auf und abgeführt wurden; lauter schöne, aber schwere Thiere, wie sie damals vorzugsweise zu Schlacht und Turnei gezogen wurden.

Die Herren vom Gefolge des Churfürsten, als: der Hofmeister Herr Peter von der Gröben, ein alter, langer Herr mit einer Habichtsnase und ganz schwarz gekleidet, der Hauptmann über die bewaffnete Macht der Städte Berlin und Köln, Herr Tile von Selchow, ein guter, aber streitbarer Mann,

mit freundlichen Augen, der Kämmerer Herr Henning von Bredow, ein feiner Rittersmann, der ein Wamms von Purpursammt trug und wohltönende Schellen von Silber an den Nesteln um die Hüften hängen hatte, endlich des Churfürsten heimlicher Rath Herr Gerke von Arnim, dessen Schuhspitzen so lang waren, daß er sie mit einem Kettlein am Bein befestigt tragen mußte, waren auf dem großen kühlen Hausflur des Fettweiß'schen Hauses versammelt, wo ihnen die Hausfrau und die drei schon ziemlich erwachsenen Töchter des Hauses in zierlichen Glasbechern, wie sie damals vorzugsweise Venedig lieferte, edeln Frankenwein kredenzten. Auch die Reisigen und Knechte im Hof wurden mit einem Vespertrunk guten Bernauischen Bieres bedacht; den brachte ihnen des Hausherrn zweiter Sohn, der mit aufgekrämpten Hemdsärmeln unter ihnen einschenkend herumging und auch sein Schurzfell nicht abgethan hatte, denn er war ein Schmiedegesell in seines Vaters Werkstatt.

Die Hausfrau aber und ihre Töchter waren gar stattlich angethan, wie Edelfrauen und Edelfräulein, denn Meister Fettweiß war ein schwer reicher Mann. Die Kleider waren von einem steifen dunklen

Zeuge, mit tiefem viereckigen Busenausschnitt, der bis zum Halse hinauf durch einen Brustlatz von schwarzem Sammt und weißen Spitzen gefüllt war. Das hellere Oberkleid war zum Zwecke leichterer Bewegung an beiden Seiten bis fast zur Hüfte hinauf aufgeschlitzt. Die Mutter trug das Haar in einer Haube und darüber noch ein weißes Tüchlein, das lang niederfiel über beide Wangen und in den Nacken und nur das Gesicht frei ließ. Das Haar der Töchter war zierlich geflochten, aber unbedeckt. Weder die Hausfrau, noch die Töchter waren, nach modernen Ansichten, hübsch oder schön, aber im fünfzehnten Jahrhundert dachte man anders; es waren drei mächtige Frauengestalten, hoch von Wuchs, breit in den Schultern, stark an Gliedmaaßen, mit weißen, ruhigen, saubern, stillen Gesichtern, niedergeschlagenen Augen und reichem, braunem Haar. Die Schwestern sahen sich unter sich sehr ähnlich, alle aber der Mutter. Die drei jungen Mädchen waren nicht ohne eine gewisse Anmuth, die Jugend schmückte auch diese stillen, fleißig und fromm in Gehorsam erzogenen Kinder und verlieh ihnen eine Weichheit, welche der Erscheinung der Mutter schon ganz fehlte, deren Antlitz etwas hartes, holzschnittartiges hatte,

was aber eben nur äußerlich war, denn die Fettweißin hatte sonst das mildeste Wesen und war als eine sanfte, freundliche Frau überall bekannt.

Eine eigentliche Unterhaltung, wie sie bei uns zum guten Ton gehört, fand in dem kühlen Hausflur nicht statt; das fünfzehnte Jahrhundert verstand es noch nicht „Conversation zu machen." Die vier Frauenzimmer standen vor dem Tisch mit den Weinkannen, die vier Herren saßen ihnen gegenüber auf einer Bank, hatte Einer von ihnen sein Glas geleert, so beeilte sich eine der Jungfrauen, es ihm abzunehmen, die zweite schwenkte es sauber aus, die Mutter füllte es wieder und die dritte kredenzte es, das heißt, sie berührte das Glas mit den Lippen und gab es dem Herrn zurück.

Uebrigens trugen all' die Herren Schwerter mit hohen Griffen und mächtigen Parirstangen; die Kopfbedeckungen, Hüte mit schmalen Krämpen und bienenkorbförmigen Köpfen, hielten sie in der Hand; das lange Haar trugen sie alle in einer Calotte oder Haarhaube, über welche der Hut gesetzt wurde. Nur der kriegerische Herr Tile von Selchow ließ sein Haar in langen Locken frei über die Schultern fallen und behielt auch seinen niedrigen Eisenhut

auf. Auch trug er allein einen starken Bart, während die anderen Herren glatt rasirt waren.

Alle tranken mehr als sie sprachen und die Hausfrau und ihre Töchter beantworteten nur die an sie gerichteten Fragen.

Unterdessen saß der Churfürst in dem reich ausgestatteten Prunkzimmer seines Gevatters, trank seinen Wein in kleinen Schlucken aus einem herrlichen Silberbecher mit eingelegten Schaumünzen und musterte mit leuchtenden Augen die kostbaren Waffen, die da an den Wänden aufgehängt waren. Der Eisenzahn hatte eine edle Gestalt, die gebietend war, obwohl sie kaum eine Mittelgröße hatte. Das Adlerauge seines Geschlechts leuchtete mild unter der hohen Denkerstirn und um seine Lippen bildeten Milde und Klugheit einen überaus fesselnden Zug. Die Kleidung des Churfürsten war prächtig, sein Wamms von gelbem Sammet, das enge Beinkleid von gelber Seide und weiß gestreift, der kräftige Hals war nach Sitte der Zeit entblößt, das Hemd zeigte einen breiten Spitzensaum, das Oberkleid war von Purpurseide, die Haarhaube mit Gold durchwirkt, das Barett von Purpursammet mit Hermelin-Aufschlag. Auf der Brust trug Fried-

rich den von ihm gestifteten Schwanenorden, den ältesten Orden Brandenburgs.

Das Kleinod dieses Ordens zeigte die heilige Jungfrau mit dem Jesuskindlein auf dem Schooß und von Sonnenstrahlen umgeben, zu ihren Füßen der Mond. Auf der Kehrseite stand der Gruß: Salve, Domina Mundi. (Sei gegrüßet, Herrin der Welt.) An diesem in Silber gearbeiteten Kleinod hing ein weißes, ringförmig gewundenes Tüchlein, dessen beide Enden, in einen leichten Knoten geschürzt, auf beiden Seiten herabfielen und mit krausen Fransen besäumt waren. In diesem Tuch nun saß ein silberner Schwan mit ausgebreiteten Flügeln, um anzuzeigen, daß der Mensch, gleich dem Schwane, dem bevorstehenden Ende seiner Tage nur dann mit Freuden entgegensieht, wenn er sein Leben von Sünden bewahrt und rein erhalten hat. Auch die Kette, an welcher das Kleinod von dem Halse herabhängend getragen wurde, hatte eine symbolische Bedeutung, denn sie bestand aus dreizehn aneinander gereihten Bremsen, deren jede mit ihrem gezahnten Theile ein Herz preßte, um anzudeuten, daß ohne innere Zerknirschung und wahre Reue Niemand seiner Sünde entledigt und der Vermittelung

der heiligen Jungfrau würdig und theilhaftig werden könne. Was in dem Ordenszeichen symbolisch angedeutet war, wurde durch die Verpflichtungen, welche die Ritter und Frauen vom Schwanenorden übernahmen, noch ausdrücklich ausgesprochen. Zur Aufnahme in diese „Ritterbrüderschaft unserer lieben Fauen auf dem Berge bei Altbrandenburg", welche Friedrich II. im Jahre 1443 gestiftet hatte, befähigte adelige Geburt und adelige Herkunft mit wenigstens vier Ahnen. Wer eintrat hatte eine bestimmte Summe zu erlegen und das Gelübde abzulegen, daß er die Festtage der heiligen Jungfrau feiern, die vorgeschriebenen Mariengebete beten, Schweigen über die Verhandlungen in den Ordens-Capiteln beobachten und die Gesellschaft der Ritterbrüder als Richter in seinen eigenen Streitigkeiten annehmen wolle. Streng verboten waren alle Handlungen, durch welche der gute Ruf des Ordens leiden konnte. Jedes Mitglied hatte die Pflicht, die verletzte Ehre des Mitbruders vor der Welt zu vertreten. Haupt des Ordens war der Churfürst selbst und fünf Ordensbeamte standen ihm zur Seite.

Mit diesem Orden verfolgte Friedrich einen doppelten Zweck; einmal wollte er überhaupt durch

die Ritterbrüderschaft den Adel der Marken fester an die neue Dynastie fesseln, dann aber sollte ihm der Orden dazu dienen, die ältere Cultur seiner fränkischen Stammlande, edlere und bessere Sitte in den noch sehr rauhen und zum Theil verwilderten Marken zu verbreiten.

Vor dem Churfürsten stand die fast riesige Gestalt seines getreuen Huf- und Waffenschmieds; Meister Rasmus Fettweiß war ganz in Schwarz gekleidet, so wie die Herren seiner Vaterstadt Nürnberg sich trugen; er hatte nur einen Schmuck, das war die goldene Ehrenkette, die ihm der Churfürst verliehen und an derselben hing der goldene Gnadenpfennig mit dem Bilde Friedrichs II. und der Umschrift: „Regalis contemptor ferreus auri,“ welches auf der Rückseite der Medaille recht hübsch durch: „Dem Eisen, nicht dem Gold, ist mein Churfürst hold“ in's Deutsche übersetzt war.

Ein Churfürst, den man den Eisenzahn nannte, konnte seinem Huf- und Waffenschmied unmöglich eine passendere Legende verleihen!

„Ja,“ sprach der Churfürst freundlich, „ich bin mit Allem zufrieden, was ich gesehen habe; die beiden Städte nehmen stattlich zu, sie haben zusammen

nun schon an tausend Häuser und der alte störrische Geist des Aufruhrs, der mein Schloß zornig frenum antiquae libertatis, einen Zügel der alten Freiheit, nannte, scheint ganz zu schwinden. Das ist mir sehr werth, Du weißt, mein lieber Gevatter, daß Berlin die Hauptstadt meines Landes werden soll, das eines Mittelpunktes für sein Regiment bedarf. Ich will gern den Bürgern, welche Du genannt hast, den Rest der Strafgelder erlassen, ich hege keinen Zorn gegen sie, sie thaten ganz recht, ihre alten, verbrieften Rechte zu vertheidigen, aber ich konnte auch nicht anders, denn wenn etwas aus diesen Landen werden soll, so muß hier ein kräftig Regiment sein und da muß denn der Einzelne von seinem Rechte lassen, was dem Regiment schädlich, er hat's selbst Gewinn, er oder seine Nachkommen. Ich mußte mit den Städten fahren, wie mein Vater mit den Edelleuten, wahrlich! er hat's nicht gern gethan, denn er war ein ganzer Edelmann, mein großer Vater! und ich hab's auch nicht gern gethan, denn ich bin den Städten und ihren fleißigen Bürgern rechtschaffen freundlich zugethan, das weißt Du wohl, Gevatter Rasmus! Nun, mein Vater hat die Edelleute gewonnen durch Milde nach dem

Siege, das hab' ich ihm abgelernt, wie das Beste was ich kann, ich hab's mit den Bürgern ebenso gemacht und siehe da, ich habe die Bürger gewonnen!"

„Das habt Ihr, gnädiger Herr!" bestätigte Meister Fettweiß zustimmend.

„Gevatter Rasmus," fuhr der Churfürst fort, „Du hast mein Wort, ich will Allen, hörst Du, Allen die Strafgelder erlassen, die mich, wie sich ziemet, darum bitten werden; für den Einzelnen und im Stillen soll das gelten, im Ganzen aber gebe ich keinen Nachlaß, das schätzt Keiner, ich will aber, daß die Leute es schätzen und darum ein Zutrauen zu mir und meinem Hause fassen sollen. Jeder Unterthan soll zu meiner Person kommen und bitten, auf daß er selbst inne wird, wie ich, sein Fürst, ihm hilfsbereit bin in allen guten Dingen. Ich weiß wohl, daß ein Fürst nicht Alles allein machen kann, er muß Räthe und Richter, Voigte und Amtleute haben, die in seinem Namen walten, aber der Unterthan darf über sie des Fürsten nicht vergessen, der sie gesetzt hat, Jeglichen in sein Amt, und er muß den Weg finden können zu seinem Fürsten, absonderlich, wenn er etwas zu bitten hat. Das ist also abgethan, Gevatter! Nun aber möchte

ich auch den beiden Städten Berlin und Köln in ihrer Gesammtheit ein Zeichen meiner Zufriedenheit mit ihrer Haltung geben und da sollst Du mir helfen, lieber Gevatter Rasmus, weißt Du nichts?"

„Gnädiger Herr Churfürst," entgegnete der Hufschmied gelassen, „gebt den Rathmannen der Stadt das Ehrenrecht, in rothem Wachs zu siegeln, wie's die von Alt- und Neustadt Brandenburg haben, das wird ihnen ein großer Stolz sein, es ziemt sich auch wohl für die Räthe der neuen Hauptstadt!"

„So soll's sein, sie sollen in rothem Wachs siegeln," nickte der Churfürst Gewährung, „der Hofrichter Gröben soll's morgen ausfertigen, jetzt aber laß uns hinunter gehen, damit ich das Roß sehe, von welchem Du gesprochen hast."

„Ich will's Euch schon vorführen lassen, gnädiger Herr," erwiederte Meister Fettweiß, „aber aufsitzen wird's doch Keinen lassen; es ist schade um das schöne Thier!"

„Das werden wir sehen," entgegnete Friedrich lächelnd, „da ist Einer von meinen Trabanten, ein schneidig Bürschlein aus Heilsbronn, das versteht

sich trefflich auf der Rosse Art, Du wirst sehen, der Jürgen Horn bringt's zu Stande!"

Als der Churfürst von dem Schmied gefolgt in die kühle Flurhalle kam, erhuben sich die Herren alle, Friedrich richtete einige gütige und freundliche Worte an die Hausfrau und ihre Töchter, welche nur durch ein tiefes Erröthen dankten und trat dann hinaus in den Hof.

Herr Tile von Selchow befahl den Reisigen, die Rosse bei Seite zu führen und ließ durch etliche Stadtwappner das Volk etwas zurück drängen, welches durch das offene Thor immer dichter hereinquoll, um den Churfürsten zu sehen.

Jetzt wurde das Roß aus dem Stall geführt; es war ein Falbe mit schwarzen Mähnen von riesenhaftem Bau, aber doch schön dabei, so ein rechtes Schlachtroß für die Geharnischten jener Zeit. Das schöne Thier ließ sich ruhig vorführen, aus seinen Augen aber leuchtete und funkelte die ungebändigte Wildheit, die Tücke der sich gegen jeden Zwang sträubenden thierischen Natur.

„Getraust Du Dich das Roß zu reiten, Jürgen Horn?" rief der Churfürst einem seiner Wappner zu.

Dieser nickte, gab einem Kameraden Schwert, Speer und Schild und näherte sich dem Thier.

„Nimm Dich vor dem Satan in Acht, Frosch!" warnte ihn der Stallknecht des Hufschmieds, der den Zaum des Thieres hielt, das ruhig stand, aber jeder Bewegung des Reisigen mit funkelnden Augen folgte.

Frosch war ein Spitznamen, den die Märker den fränkischen Leuten gaben, welche mit den Burggrafen von Nürnberg in's Land gekommen und ihrer aparten Manieren und der oberdeutschen Sprache wegen nicht beliebt waren bei dem Volke.

Jürgen Horn umschritt das Thier in engeren Kreisen, plötzlich sprang er in den Sattel, ohne die Steigbügel zu berühren und faßte die Zügel, der Knecht trat zurück, das Roß stand starr wie ein Steinbild.

„Das war gut gemacht!" rief der Churfürst und die Menge des Volks jubelte.

Jetzt warf das Roß den Kopf auf und that einen so gewaltigen Satz vorwärts, daß sich der Reiter kaum im Sattel halten konnte, aber er hielt den Sattel doch und jubelnder Beifall lohnte seine Kunst. Bald nach rechts, bald nach links machte

das wüthende Thier steile Sätze, der Reiter blieb fest, da überschlug sich das Thier plötzlich und warf sich mit dem Reiter zu Boden, wie ein Blitz fuhr es dann wieder empor, jagte laut wiehernd in dem Kreise herum und kam nun mit dampfenden Nüstern auf den Reisigen zu, der sich eben stöhnend von dem harten Fall erhub. Der Churfürst selbst sprang hervor, um seinen Mann zu schützen, denn das Roß hob den Vorderhuf, um seinen Gegner niederzuhauen.

Glücklicher Weise hatte der Knecht, der es fütterte, schon den schleifenden Zügel gefaßt und hielt es zurück; von diesem Manne ließ sich das Thier führen, aber nicht besteigen.

Als Jürgen Horn zurückhinkte mit blutiger Nase und dem Silberstück, das ihm der Churfürst als Schmerzensgeld gegeben, verlachte das Berliner Volk den Frosch und es war ihm eine Freude, daß das brandenburgische Pferd den fränkischen Mann nicht hatte aufsitzen lassen.

„Es ist doch jammerschade um das schöne Thier,“ sprach der Churfürst, „es wird wohl Keiner Lust haben, diesen Falben zu reiten? He, Ihr Männer, zehn Goldstücke für Den, welcher das Pferd reitet!“

Er rief es mit schallender Stimme, da trat ein schlanker Jüngling in den offenen Kreis und sprach, sich tief vor dem Churfürsten neigend: „Ich will's versuchen, gnädigster Herr Churfürst!“

„Wer bist Du, kecker Bursch?“ fragte Friedrich und musterte den jungen Gesellen aufmerksam.

„Ein wandernder Schmiedegesell!“ lautete die Antwort.

„Bleib bei dem Ambos!“ warnte der Churfürst gutmüthig.

Der junge Schmied aber ging stracks auf das Roß zu, nahm dem Knecht den Zügel aus der Hand und begann leise mit dem Thier zu reden, der Falbe spitzte die Ohren, wendete den Kopf nach dem Gesellen und ließ sich ruhig von ihm am Zaume führen. Der Gesell sprach immer weiter und das wilde Geschöpf schien ordentlich den Kopf zu neigen, um besser zu verstehen, was ihm der sagte.

„Möchte wahrlich wissen, was der dem Pferd in's Ohr zu flüstern hat!“ bemerkte der Churfürst lächelnd.

„Aber auf der Rosse Art versteht er sich besser als der Franke!“ meinte Herr Tile von Selchow, der viel auf Pferde hielt.

Mit immer steigender Aufmerksamkeit beobachtete die Versammlung Alles, was der Schmiedsgeselle mit dem Roß vornahm, der aber that weiter nichts, als daß er mit ihm sprach und es langsam auf und ab führte. Endlich legte er seine Hand sanft auf die Nüstern des Thieres, dieses wieherte hell auf, als ob es seine Freude kund geben wollte, dann rieb es seinen Kopf schmeichelnd an der Schulter des Gesellen, dieser ließ nun den Zügel fallen und ging einige Schritte fort, das Pferd lief ihm nach wie ein Hündchen.

Jetzt schüttelten Einige die Köpfe, es kam ihnen das wie Zauberei vor.

Der Gesell nahm den Zügel wieder, machte sich mit den Steigbügeln zu schaffen, rückte am Sattel, das Pferd stand still und sah sich nach ihm um. Er faßte jetzt in die Mähne und stellte seinen linken Fuß langsam in den Bügel, er wollte zeigen, daß er das Pferd durchaus nicht überrasche, dann schwang er sich gemüthlich in den Sattel und klopfte belobend den Hals des Thieres, das nun mit ihm ruhig im Schritte auf und ab ging; schallender Zuruf begrüßte diesen Sieg. Der Gesell kümmerte sich nichts darum, er setzte das Roß in Trab, er ließ es rechts

und links ansprengen, er warf es herum und setzte es in Galopp — der Churfürst wußte nicht, ob er das schöne Pferd, oder die gute, die tadellose Haltung des Reiters mehr bewundern sollte.

Endlich stieg der Reiter ab; das Pferd sah ihm nach, als er mit einigen freundlichen Worten ging. Friedrich wollte ihm sofort die versprochenen zehn Goldstücke reichen lassen, der Gesell aber sprach: „Gnädigster Herr Churfürst, ich habe die Belohnung nicht verdient, was ich gethan, war kein Kunststück, denn ich habe das Thier von Jugend auf gekannt, ich habe es zuerst geritten, denn der edle Herr von Winterfeld hatte es auf Weide gegeben in meiner Heimath, das Thier ließ mich aufsitzen, sobald es mich erkannte; wollt Ihr es kaufen, so werdet Ihr's nicht zu theuer bezahlen, denn es ist ein Thier von großer Kraft und Ausdauer. Es wird Euch auch bald aufsitzen lassen, ich will Euch das Mittel sagen!"

Der Churfürst sah dem Gesellen scharf in's Gesicht, dieser aber flüsterte dem Eisenzahn in's Ohr: „Laßt des Roß in Euern Stall führen, gnädigster Herr Churfürst, nehmt jeden Morgen ein Stück gutes Haferbrod, legt das in Eure Achselhöhle auf

den bloßen Leib und geht damit hinunter in den Stall. Wenn Ihr in den Stall kommt, schickt Ihr die Knechte hinaus, damit das Thier nur Eure Stimme hört, sprecht ihm freundlich zu und gebt ihm das Brod zu fressen. Es wird das Brod am ersten Tage nicht von Eurer Hand nehmen, brecht es in Stücke und werft es ihm in die Krippe, am dritten Tage wird es aus Eurer Hand fressen, am sechsten wird es Euch hell entgegen wiehern und am siebenten wird es Euch aufsitzen lassen, aber nur Euch und keinen Andern!“

„Sei bedankt, guter Gesell,“ sprach der Churfürst nach kurzer Ueberlegung, „ich werde Deiner gedenken!“

Darauf wandte sich der Churfürst zu dem Huf- und Waffenschmied und sprach: „Lieber Gevatter, laß mir den Falben sofort in meinen Stall führen und“ setzte er leise hinzu: „halte mir den Gesellen gut, nicht um seiner Künste willen, obwohl die auch gut sind, sondern der edlen Aufrichtigkeit wegen, mit welcher er seine Bekanntschaft mit dem Roß gestand, da er sich doch mit der Gezähmung einen großen Ruhm und reichen Gewinn hätte machen können; solche Menschen sind selten, Gevatter, und

aus dem Gesellen da wird was Rechtes werden, das lese ich auf seinem Gesicht, jetzt gehab Dich wohl und auf Wiedersehen!"

Der Schmied verneigte sich, dann hielt er den Bügel des churfürstlichen Rosses, friedlich stieg er auf und ritt mit seinem Gefolge von dannen, aber noch im Abreiten nickte er dem fremden Schmiedegesellen zu, der ruhig in einem Kreise von Leuten stand, die ihn staunend anblickten.

Meister Fettweiß hatte den Churfürsten bis zur Thür begleitet und war dort stehen geblieben, bis sich die Menge verlaufen hatte, jetzt kam er zurück, im Hof stand nur noch sein Sohn, der mit dem fremden Gesellen sprach.

Als sich Meister Fettweiß den Beiden näherte, hub der Fremde Wandergeselle sein Reisebündel auf von der Erde, warf es über die linke Schulter, legte die rechte Hand mit ausgestrecktem Mittelfinger auf die Brust und sprach den Wanderschaftsgruß, den die Lehrknaben bei der Lossprechung von ihrem Meister lernten, damit sie sich auf der Wanderschaft bei ihren Gewerbsgenossen ausweisen konnten. Der Gesell sprach: „Mit Gunst und Erlaubniß! Ehrbarer, günstiger Meister! Ich soll Euch grüßen von

den Meistern drs ganzen ehrsamen Schmiedegewerks der Stadt Spandow, die in der Ehrbarkeit leben, sich der Ehrbarkeit befleißen, sich der Ehrbarkeit gebrauchen und in der Ehrbarkeit sterben. Ich habe gehört, daß der ehrbare günstige Meister für mich als einen ehrbaren Geselle ehrbare Beförderung hätte. So wollte ich Euch angesprochen haben auf acht oder vierzehn Tage, nach Eurer und meiner Beliebung, nach Handwerksbrauch und Gewohnheit, so lange es Euch, oder mir gefällt!"

Als der Gesell also gesprochen, nahm der Meister die Hand von der Brust, legte sie dem Fremden auf die Schulter und sprach: „Ich nehme Dich an, als meinen ehrbaren Gesellen auf acht Tage nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, ich weise Dich ein in die Schmiede und lasse Dich zu bei Ambos und Hammer in Gottes Jesu Namen!"

„Amen!" schloß der Gesell und wendete sich der offenen Thüre der Schmiede zu, die im Hintergrunde des Hofes war. Bevor er aber ging, hatte er des Meister Fettweiß Hand gefaßt und einen am Kopf seltsam gezackten Hufnagel in dieselbe gedrückt!"

Meister Fettweiß wiegte das Haupt, als er den Nagel betrachtete und sprach leise: „mein gnädiger

Churfürst hat recht, es muß eine gar seltsame Bewandtniß mit diesem Gesellen haben; das ist das Zeichen des guten Klosterschmied's von Spandow, des klugen Jürgen Jühner, der bei meinem Vater selig gearbeitet hat, vier Kimmen auf ein Mal! so hat er mir noch nie einen Gesellen empfohlen!"

Unterdessen war der Schmiedegesell, die Leser werden längst unsern alten Freund Werner Todt erkannt haben, in die Schmiede getreten, hatte sein Bündel und seinen Wanderstab auf die Schwelle gelegt und den Obergesellen, sowie die andern in der Schmiede arbeitenden Gesellen angeredet wie folgt: „Mit Gunst und Verlaub! Ich soll der ehrbaren Gesellschaft von der ehrbaren Gesellschaft in der Stadt Spandow den Gruß bringen!"

Darauf antworteten der Obergesell und die Andern: „Gunst genug, wir danken, Ober- und andere Gesellen!" Werner Todt fuhr nun fort! „Mit Gunst, daß ich bei der ehrbaren Gesellen Anschlag antreten mag. Mit Gunst, daß ich mit meinem Fuß auf des ehrbaren Meisters ehrbare Beförderung mag niedertreten! Mit Gunst, daß ich meinen Hammer heben mag! Mit Gunst, daß ich meinen Hammer niederlegen mag! Mit Gunst, daß ich auf

des Meisters ehrbare Beförderung mit der ehrbaren Gesellschaft acht oder vierzehn Tage arbeiten mag, ein ehrliches Stück Geld verdienen und wieder verzehren, ohne der ehrbaren Gesellschaft zu schaden, nach Handwerksbrauch und Gewohnheit, also mit Gunst, ich bitte um ehrbare Anweisung!"

Darauf erhielt der Bittende von dem Obergesellen seinen Platz an einem Ambos angewiesen und that drei Schläge im Namen der heiligen Dreifaltigkeit.

Darnach konnte er die Arbeit beginnen, wie sie ihm zugetheilt wurde; das geschah hier aber nicht, denn es war schon spät am Nachmittag und der Ober-Gesell forderte Werner auf, ihn zur Bruderschafts-Lade zu geleiten, welche am nämlichen Abend gehalten wurde. Das war Werner zufrieden, und als er sein Bündel in dem Kämmerlein, wo ihm seine Schlafstelle gezeigt wurde, abgelegt, folgte er dem Obergesellen zu der Herberge zum Löwen hinter der Nicolaikirche, wo die Schmiedegesellen damals ihre Lade hatten; die andern Gesellen und der Sohn des Meisters Fettweiß gingen mit ihnen.

Die Nicolaikirche und die Herberge lagen nicht in Köln, sondern jenseits der Spree, in Berlin und

Werner ging mit seinen Begleitern über den Mühlendamm, denn damals war der Mühlendamm die einzige Verbindung zwischen den beiden Städten, die lange Brücke war damals noch nicht hergestellt.

Wie die Gesellen anderer Gewerbe bildeten die Schmiedegesellen unter sich seit den frühesten Zeiten schon einen Verein, der sich die Bruderschaft nannte. Das lebhafte Streben des Mittelalters, die Einzelnen in Corporationen zu sammeln, in denen die Gemeinsamkeit Ehre und Standesgefühl, die Zucht aber Sitte und Ehrbarkeit erzeugte, vereinte auch die Handwerksgesellen zu besondern Brüderschaften, die ihre Mitglieder gegen Unrecht schützten, ihnen halfen in Noth und Krankheit und sie begruben beim Sterben.

Nicht selten wurden diese Brüderschaften mißtrauisch von den zünftigen Meistern des Gewerks und auch von den Obrigkeiten beobachtet, doch war im Ganzen nur wenig Grund zum Mißtrauen, so lange die Bruderschaften sich nur als eine Gliederung des Gewerks, als eine Unterordnung der Innung betrachteten und den Obermeistern das Aufsichtsrecht nicht streitig machten.

Die Schmiedegesellen zu Berlin und Köln hatten

ihre Auflage, wie schon gesagt, in der Herberge zum Löwen hinter der Nicolaikirche; dort war ihre Lade, welche ihre Gesetze und Privilegien enthielt. Dort hielten sie vor offener Lade unter dem Vorsitz des Altgesellen ein Sitten- und Ehrengericht, forderten die Beiträge und nahmen die Lediggesprochenen in ihren Verein auf.

Als Werner Todt mit seinen Begleitern in das große lange und schmale Gemach trat, entblößten Alle das Haupt, wie's immer bei offener Lade geschah und Werner trat nun vor die Lade, um seinen Anspruch zu thun, was zu folgender Prüfung führte.

Altgesell: „Mit Gunst, was ist Dein Begehr?"

Werner: „Mein Begehr ist, daß mein ehrlicher Name in das ehrbare Bruderschaftsbuch eingeschrieben werde, wo andre ehrbare Gesellen eingeschrieben stehen, also mit Gunst!"

Zwei Altgesellen traten vor und sprachen:

„Mit Gruß und Erlaubniß!
Gott ehre diesen Plan
Und alle die hier um uns stahn!"

Sie legten zwei Schmiedehämmer ins Kreuz und traten zurück.

Werner: „Durch Schnee und Eis
Bin ich gereist,
Willt Du wissen
Wie mein Name heißt?"

Altgesell: „Wer hat Dich ausgesandt?"

Werner: „Mein ehrbarer Lehrmeister, ehrbare Bürgen, das ganze ehrbare Handwerk!"

Altgesell: „Worauf?"

Werner: „Auf ehrbare Beförderung, Zucht und Ehrbarkeit!"

Altgesell: „Was ist Zucht und Ehrbarkeit!"

Werner: „Handwerksbrauch und Gewohnheit!"

Altgesell: „Wann fängt selbige an?"

Werner: „Nach ehrlich und treu ausgestandener Lehrzeit!"

Altgesell: „Wann endigt sich selbige?"

Werner: „Wenn mir der Tod das Herz abstößt!"

Altgesell: „Woran erkennt man den Hufschmied?"

Werner: „An der Ehrbarkeit!"

Altgesell: „Was bist Du für ein Hufschmied?"

Werner: „Ein gerechter!"

Altgesell: „Woran erkennt man das?"

Werner: „An meinem Gruß!"

Altgesell: „Wo ist das ehrbare Handwerk der Schmiede in Deutschland aufgerichtet worden?"

Werner: „An drei Orten!"

Altgesell: „Wie heißen sie?"

Werner: „Aachen, Bremen und Magdeburg!"

Altgesell: „Wie ist es aufgerichtet worden?"

Werner: „Zu Aachen vom Kaiser,
Zu Bremen vom Weiser,
Zu Magdeburg vom Dom,
Nahmen die Schmiede den ersten Lohn!"

Altgesell: „Wer ist der erste Hufschmied gewesen!"

Werner: „Walkam*) mit der rothen Hand!"

Altgesell: „Wie viel Worte hat der Schmied?"

Werner: „Sieben!"

Altgesell: „Laß uns diese sieben Worte hören!"

Werner: „Gott grüße die Ehrbarkeit!"
Gott grüße die ehrbare Weisheit!
Gott grüße das ehrbare Handwerk der Schmiede!
Gott grüße einen ehrbaren Meister!
Gott grüße einen ehrbaren Gesellen!
Gott grüße eine ehrbare Gesellschaft!

---

*) Vielleicht verdreht aus Tubalkain, vielleicht auch aus Vulcan.

Gott grüße eine ehrbare Beförderung
hier und aller Orten, zu Wasser und
zu Land!"

Altgesell: „Was ist Heimlichkeit?"

Werner: „Erd, Feuer, Luft und Schnee,
Wodurch ich auf ehrbare Beförderung geh!"

Altgesell: „Was trägst Du unter Deinem Hut?"
Werner: „Eine hochlöbliche Weisheit!"
Altgesell: „Was trägst Du unter Deiner Zunge?"
Werner: „Eine hochlöbliche Wahrheit!"
Altgesell: „Warum trägst Du einen Schurz?"

Werner: „Dem ehrbaren Handwerk zu Ehren und mir zum Vortheil!"

Altgesell: „Was ist die Stärke bei unserem Handwerk?"

Werner: „Das was Feuer und Wasser nicht verzehren kann!"

Altgesell: „Was ist das beste am Hufeisen?"
Werner: „Die Nägel!"
Altgesell: „Welcher Nagel ist der beste?"
Werner: „Der zuerst ausfällt!"
Altgesell: „Warum?"

Werner: „Weil er mehr als die andern gethan und ausgehalten hat!“

Altgesell: „Wem gleichet das Hufeisen mit seinen Nägeln?“

Werner: „Dem ehrbaren Gewerk mit seinen Gesellen!“

Altgesell: „Warum Das?“

Werner: „Das ehrbare Gewerk ist für sich und die Menschheit ist auch für sich, aber der ehrbarn Gesellen Thätigkeit heftet das Gewerk ans Leben, wie die Nägel das Eisen an den Huf!“

Altgesell: „Wann wird ein ehrbares Gewerk aufhören?“

Werner: „Am jüngsten Tage!“

Altgesell: „Warum dann?“

Werner: „Weil erst dann wird aufhören reiten und fahren!“

Altgesell: „Wie heißt Dein Name?“

Werner: „Werner Todt!“

Altgesell: „Du ehrbarer Gesell, mit Namen Werner Todt geheißen, Du sollst hiermit an- und aufgenommen sein in die ehrbare Bruderschaft der Gesellen vom Schmiedegewerk in den Städten, die da heißen Berlin und Köln. Ehrbare Gesellschaft

mit Gunst, seht den neuen Bruder, auf daß Ihr ihn kennt in der Stunde der Noth!“

Die ganze Gesellschaft: „Wir haben einen neuen Bruder mit Namen Werner Todt, als einen ehrbaren Gesellen erkannt, wir haben ihn aufgenommen in unsere Bruderschaft, er ist uns nach ehrbarem Brauch und Gewohnheit vorgestellet und gezeiget, wir Alle werden ihn kennen in der Stunde der Gefahr!“

Altgesell: „Das ist wahrhaftig, so wahr uns Gott helfe durch Jesum Christum und sein heiliges Evangelium zur ewigen Seligkeit, Amen!“

„Amen! Amen!“ antwortete die versammelte Gesellschaft.

Darauf trug ein Mönch den Namen in das Buch der Bruderschaft, Werner zahlte einen Silbergulden, die Lade wurde geschlossen und die Gesellen setzten ihre Hüte auf.

So wurde Werner Todt ein Bruder der Schmiedegesellen und gab denen, so mit ihm in der Werkstatt des Meisters Fettweiß zusammen arbeiteten, einen stattlichen Trunk bernauischen Biers zum Besten, als einen Willkommen und Einstand.

Als aber die achte Stunde schlug, gebot der

Altgesell Feierabend und die Mitglieder der Bruderschaft gingen ehrbar heim. Werner Todt aber sah, daß er in hohem Ansehen stund bei seinen Mitgesellen, zum ersten weil er den wilden Falben gebändigt, zum andern, weil der Churfürst so gnädig mit ihm geredet, zum dritten, weil er schweigsam und ernst, sich nicht rühmte und kein Wesen machte.

Inhalt.

Erstes Buch.
Keimen und Kommen.

Hesekiel, George,

Unter dem Eisenzahn brandenburgischer Roman in drei Büchern

Bd.: 1. Band

Berlin 1864